P. o.germ.
922
b

P.o.germ. 922 b

<36620204350011

<36620204350011

Bayer. Staatsbibliothek

Leonard Meister's
launigte Phantasien,
oder
Gesellschaft ohne Gesellschaft.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung.
1805.

Bayerische Staatsbibliothek München

P.o. germ. 922 b

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B

An

Herrn

J. Heinrich Meißner,

den Freund meines Alters

wie

meiner Jugend.

Nein, mein Theurer, auch in der ländlichen Einsamkeit bin ich nicht einsam; ich schaffe mir eigne Gesellschaft; wechselweise bevölkere ich Flur und Hayn bald mit den Zauberern und Feen des Mittelalters, bald mit den Göttern und Göttinnen der homerischen Vorwelt; oder auch mit mir selbst trete ich ins Gespräch; ich vervielfache mich; wechselweise bin ich mein eigner Schüler und Lehrer, mein Sachwalter und Ankläger; itzt werde ich in der Rückerinnerung wieder zum Jünglinge, itzt erhebe ich mich unter süßer Vorahnung in den Chor der Verklärten; zuweilen überrascht mich wohl auch irgend ein Schattenbild aus meiner alten vergessenen Heimath, der Welt. Alsdenn, so wie sich mein Fuß in den Labyrinthen des Waldes verirret, verirrt sich in seinen eignen Labyrinthen mein Geist. Indem ich auf meinen Streifereien mit oder ohne Gewehr, ich meyne, mit oder ohne Buch irgend einen Gedanken aufjage, zerleg' ich ihn nach meiner Manier; indem ich den Fang mit Ihnen zu theilen wünsche, suche ich freylich auch Salz oder Würze;

Wie aber, mein Freund, komm' ich dazu, hier unter den Eichen und Tannen? Beinahe ganz mangelt mir jeder fremde Ideenverkehr; mir mangelt, theurer Freund, Ihre Gesellschaft, die Gesellschaft meines ehmaligen Mitbruders im Apollo, des geschmackvollen Kunstrichters, des geistreichen Schriftstellers *). Je nun, nicht einseitig ist Ihre Liebhaberey; zur Abwechslung vertauschen Sie wohl auch den Schooß ihrer Grazien an die Gesellschaft meiner Faunen und Satyrs.

Indem ich mich durch diese Blätter Ihrem Andenken empfehle, umarme ich in Ihnen den Freund meines Alters, wie einst meiner Jugend.

Langnau den 31. Augstm.

1805.

Leonard Meister.

---

*) Unter J. Heinr. Meisters Schriften erwähnt hier der Herausgeber nur folgender: Morale naturelle; Etudes sur l'homme; lettres sur l'imagination; souvenir de mes voyages; novelles helvetiennes u. s. w.

Inhalt.

I. Warnung vor einer verbesserten Ausgabe der Welt. . . . . . . Seite 1
II. Moralischer uud politischer Einfluß der Sprachkunst. 3
III. Sonderbare Religionssekte. 7
IV. Wesentliches Verdienst, in Vergleichung mit artigem, gefälligem Betragen. . 9
V. Pallas und Amor. 9
VI. Geist des Helvetius. 14
VII. Der Regentropfen 21
VIII. Sinnbild der Freyheit. . . . 22
IX. Charakter mehrerer Flugschriften. . . 22
X. Der moderne Märtyrer. 23
XI. Die Zauberin Monade. 28
XII. Veredlung des Schusterhandwerks. . 35
XIII. Beförderungsmittel der Schönheit. . 48
XIV. Neu Böozien. 53
XV. Sterbelager des Würmchens. . . 66
XVI. Der Liebhaber von drey Schwestern . . 73
XVII. Mein Hund. 77

XVIII. Die Orgel; eine Kirchenidylle. Seite 96
XIX. Sophia; Feengeschichte 100
XX. Verkehr zwischen dem Mond und der Erde. 121
XXI. Vorschlag zur Verfertigung von lebendigen Puppen. 128
XXII. Der Prediger. 135
XXIII. Der weibliche Kopfpuz, in höherer religiöser Hinsicht. 149
XIV. Alpinens dreyzehn Töchtern. . . . 155

Warnung vor einer verbesserten Ausgabe der Welt.

Wie kurzsichtig und unbillig Ihr das Werk Gottes, die Welt, rezensirt, würdet Ihr bald einsehen, wenn der Autor Euch Kunstrichtern zu lieb sich zu einer neuen verbesserten Ausgabe einverstehen, und bey derselben Euch über die Verbesserungen zu Rathe ziehen würde. Wie? Ausmärzen, meynt Ihr, sollte der Autor z. B. die Schneegebirge und Gletscher? Aber, wenn Ihr die schifreichen Flüße betrachtet, die aus den Bergquellen hervorgehen, so werdet Ihr Euch bald überzeugen, daß jene unfruchtbaren, leblosen Höhen den Platz in dem Werke doch nicht bloß als Lückenbüsser einnehmen. Wie? Weglöschen wollt Ihr aus dem Zirkel der Tages- und Jahreszeiten die Nacht und den Winterfrost? Aber wenn Ihr erwäget, wie viel weniger Reiz das Leben ohne Erholung und Ruhe und ohne Abwechslung hat, so werdet Ihr der Morgenröthe und Frühlingssonne zu lieb auch der Nacht und

dem Winter nicht ungerne den Platz gönnen. Wie? Anstößig sind euerm ekeln Geschmacke Windsturm und Erdbeben, Sündfluth und Feuerbrand, Krieg, Pestseuche, Hungersnoth? Aber seht Ihr denn nicht, daß sie es sind, die den Erfindungsgeist in Thätigkeit setzen, die allen Kräften höhern Schwung geben, und enger und vielseitiger Menschen und Völker vereinigen? Wie? Eure Empfindsamkeit verwunden Trennung, Tod und Verwesung? Sinds aber nicht sie, welche neuen Generationen Platz machen, und jenseits des Grabes uns, wiedervereinigt, auf höhere Stufen der Vervollkommnung leiten? Immer doch, wendet Ihr ein, hätte aus dem Werke das moralische Uebel wegbleiben können: Indem Ihr aber dieses wegtilget, vertilgt Ihr damit zugleich die hohen Vorzüge der Ueberlegung und Freyheit; indem Ihr, als müßige Episoden, die Kämpfe der Tugend und Wahrheit wegstreichet, raubet Ihr nicht dem Schauspiele das höchste Interesse? Kurz, auch von dem Werke der Schöpfung gilt Horazens Ausspruch: si plura nitent, non ego paucis offendar maculis. Allein was sprech ich von Flecken? Nur scheinbar sind sie; zur Vollendung des Ganzen dienen auch sie. Dort einst, wenn wir aus der Elementarschule hienieden in höhere Classen befördert seyn werden, dort werden wir manche einzelne Stelle des Wer-

kes, in wiefern wir sie mit geübterm Geiste und mehr im Zusammenhang lesen, weit besser verstehen und eben darum auch fürtreflicher finden. In demselben Werke liest ganz anders der Mann von reiferm Geiste als der Schulknabe; so sauer diesem das Buchstabiren ist, so süß wird jenem das Lesen.

Zum Beschlusse warne ich vor so vielen verwegenen Spekulanten. Indem sie die opera omnia Dei bald unter einer revidirten und emendirten Ausgabe, bald cum notis ad modum Minellii oder in usum Delphini zu Markte tragen, oder das Meisterwerk in stümperhaften Uebersetzungen feil bieten, spielen sie uns das Original aus den Händen; eben so treiben sie mit uns ihr Spiel, wie jene mönchischen Copisten, welche von dem Pergamente die klassischen Meisterwerke wegkratzten, um darauf ihre Klosterlegenden zu schreiben.

Moralischer und politischer Einfluß der Sprachkunst.

Warum als eiteles Spiel betrachtet Ihr Wortklauberey? Als man Zinß mit Wucher verwechselte, lähmte man für lange Jahrhunderte Handel und Kunstfleiß; als man sich über ein kleines Bindewort, z. B.

nicht darüber verstehen konnte, ob der Geist vom Vater und Sohne oder vom Vater durch den Sohn ausgehe, ergossen sich Ströme von Blut; Ströme von Blut ergossen sich unter den Wörtern Freyheit und Gleichheit; Ströme von Blut selbst bey Gelegenheit von Jesus Opfer- und Liebesmale, einzig wegen des Unterschieds der Wörter bedeuten und seyn.

Wie viel vertragsamer und klüger sind nicht heut zu Tage wir? Synonimen sind für uns diese Wörter: Ein Richter, ein Rath, ein Lehrer ist er, pflegen wir öfters zu sagen, wo wir sagen könnten: daß sie dies nur bedeuten.

Solcher feinen Synonimen giebt es die Menge: Er ist nichts, sagt man, anstatt, er hat nichts; er führt uns an, heißt das eine mal: Er hintergeht uns; das andremal: Er geht uns vor; er ist unser Führer.

Bezaubernd, ja wunderthätig ist geschickte Verwechslung der Nenn- und Beywörter. Mittelst ihrer Verwechslung schaft man Laster in Tugenden um; Tugenden in Laster; so z. B. vertreibt man Hurerey und Ehebruch durch Galanterie, Gesetzwidrigkeit durch Convenienz, Willkühr durch heroisches Benehmen; hingegen sehr leicht verwandelt man, so bald es das Interesse erfordert, den freymüthigen Mann in einen gefährlichen; in einen Schurken den Rechtschaffenen,

wie auch umgekehrt jenen in diesen, den Dunsen in ein Genie.

Und wie hält man's mit jenen Beywörtern, die als Titulaturen so großes Gewicht haben? Ihr Gewicht erkennte bereits schon Homer; von seinen Göttern und Helden spricht er nie ohne Beyfügen irgend eines gefälligen Beywortes; wohlgestiefelt sind seine Achiver; leichtfüßig ist Achilles, großaugigt Juno; unzertrennlich sind von den Beywörtern die Nennwörter, z. B. Carl der Kahle, Heinrich der Vogler, Ludwig der Heilige. Wahr ist's, in Roms und Griechenlandes glorreichsten Epochen nennte man ohne Titel einen Perikles und Cicero nur schlechtweg beym Namen, heut zu Tage ist man bescheidener; man fühlt, wie unbedeutend man bloß durch seine eigne Person ist; um etwas zu gelten, läßt man dem Namen gern den Herrn vorausgehen; klüglich hingegen lehnt man den Namen des Bürgers von sich, und seiner bedient man sich zum Spottnamen.

Wenn wir den Charakter eines Volkes oder Zeitalters genauer erforschen wollen, so dürfen wir nur Acht geben, ob unter denselben gewisse Wörter, und wie sie gebraucht werden. So z. B. hatten die Griechen (wie Cicero bemerkt) kein Wort zur Bezeichnung des Ineptus; so haben wir Deutschen keine Wörter für étourderie,

coquetterie u. s. w. Entweder unbekannt sind solche Charakter, oder im Gegentheile sind sie so gemein, daß man ihrer nicht achtet. Giebt es unter einem Volke Fehler, Gebrechen und Laster, die es weniger durch eigentliche, durch entehrende als durch schonende, oder wohl gar gefällige Benennungen auszudrücken gewohnt ist, so verräth es gegen solche Laster selbst Nachsicht, Schonung und Gleichgültigkeit. Und welchen Geist oder Charakter verräth der häufigere Gebrauch theils des Diminutivi, theils des Superlativi? Warum z. B. bedienen sich des erstern die heutigen Italiener weit häufiger, als die männlichen Urväter dieser Weichlinge? Warum erst Roms spätere Kaiser begrüßte man als Götter, als majestates divinas et æternas? Warum — doch ich schreibe ja kein Buch.

Nur ein paar Worte noch von den Partikeln: Noch so klein, wie viel bedeutend ist nicht z. B. das Wörtgen: Man! Welche Autorität geb ich nicht meiner bloß persönlichen Meynung, so bald ich sie durch das einsylbigte Wort unterstütze: Man — man sagt; man findet es gut oder nicht gut; man erwartet Krieg oder Friede. Wenn dieses Man verbannt, wenn an seiner statt ein bestimmtes und persönliches Nennwort gebraucht werden sollte, welche Revolution in dem geselligen Umgange und überhaupt in dem menschlichen

Geiste! Verstummen müßten die Neuigkeitskrämer und Schwätzer, die Verläumder und Lästerer.

Eben so wichtig als das Man ist wohl auch das Aber; auch kann man noch so hoch und fest aufgethürmte Sorites mit einer einzigen, der kleinsten Interjektion in die Luft blasen, z. B. wofern man nur in gehörigem Accente ein Ach oder Pah aushaucht! Hier verlier ich alle Gedanken, und ganz zu Boden schlägt mich Euer Ach oder Pah.

Sonderbare Religionssekte.

So wie es in Helvetien hier und da noch einen Bezirk giebt, wo sich mitten unter deutsch sprechenden Völkerschaften die uralte romanische Sprache fortpflanzt, so giebt es auch Gegenden, wo mitten unter Europens feinster Cultur und Aufklärung immer noch ein barbarischer Götzendienst herrscht. Nicht ohne Schauder sieht man in diesen Gegenden, und zwar in den Pallästen nicht weniger als unter dem Schaubdache, den rohesten Aberglauben mit abscheulicher Ruchlosigkeit gepaart. Selbst in der schönen und aufgeklärten Welt giebt es Barbaren, welche sich in allem Ernste bereden, gegen Gewissensbisse, gegen göttliche und menschliche Gerichte

schütze so kräftig nichts als Zauberworte, geheimnißreiche Gebehrden und Minen, Amulette, Fetischen. Diese europäischen Irokesen erlauben sich ganz ohne alles Bedenken die größten Schandthaten, und sie sind überzeugt, daß ihnen vor Gott und vor der Welt jedes Verbrechen ungestraft hingeht, so bald sie ein solches nur in gewisse magische Formeln einhüllen; so z. B. Hurerey und Ehebruch verbergen sie vor Gott und Menschen unter Galanterie; gewaltsames Unrecht, List und Betrug unter dem hochheiligen Namen von Staatsraison und Convenienz; Haß und Rache unter dem ehrwürdigen Mantel des Eifers für Gott und Vaterland. Um zugleich ihr Gewissen zu beruhigen, und doch in den alten Sünden fortleben zu können, haben sie ein herrliches Mittel; sie verwahren in ihrer Börse goldene und silberne Fetischen, von denen sie zu Zeiten dem Priester und Steuersammler einige in die Hand drücken; sie rezitiren gedankenlos ganze Stellen aus den heiligen Büchern, und periodisch essen sie an einem geweiheten Platze von geweihetem Brode. Solche Heiden verabscheuen die ächten Christen, und schelten sie (wie man es in dem alten heidnischen Rom zu thun pflegte) Ungläubige, Gottesläugner, Feinde des Altars und des Thrones.

Wesentliches Verdienst, in Vergleichung mit artigem, gefälligem Betragen.

Hierüber zwey allegorische Gemälde:

Mit der einen Hand langt die Göttin des Glückes nach dem Blumenstrauße, den ihr ein holder Junge überreicht, und mit der andern ergießt sie in seinen Schooß einen Goldregen, den Rücken kehrt sie einem ehrwürdigen Feldmanne, der zu ihren Füßen einige Garben hinschleppt.

Verloren hat sich der Pendont zu diesem Gemälde: Vor den Thron des Vaters der Götter treten Hand in Hand der ehrwürdige Feldmann und der holde Knabe; jener mit der Kornähre, dieser mit der Rose; gleicher Weise reicht beyden der Vater die Nektarschaale; die kleinere dem Knaben, die größere dem Feldmanne.

Pallas und Amor.

Ein wenig verdrießt es den Amor, daß ihm und seinem Bogen immer und unaufhörlich Pallas, die Göttin des hohen Geistes und Muthes, Hohn spricht. Seit den langen Jahrtausenden, seit welchen er freylich noch nicht aus der Kindheit heraustritt, hat er doch endlich so viel gelernt, daß, wenn auch die Spröde jeden

andern Angriff abschlägt, sie gleichwohl süßen Schmeicheleyen nicht widersteht. Bereits hatte sie beynahe über ganz Europa ihren Geist, den Geist der Weisheit und der Aussöhnung verbreitet, und nun, zur Verbreitung eben dieses Geistes, versetzt sie sich in den Schooß der helvetischen Alpen. Sachte, ruft mir der Kunstrichter zu; welcher Verstoß gegen Zeit, Ort und Costum! Je nun, wofern in Helvetien Pallas nur im Geringsten zum Anstoße gereicht, so führ ich sie sogleich über die Grenze. Wegen ihrer Hintansetzung indeß fühlt sie sich etwas beschämt und gedemüthigt; nicht sogleich in den Göttersaal selbst kehrt sie zurück; drunten im Parke beym Olymp versteckt sie sich in der abgelegenen Laube. Schicklich sind so wohl der Ort als der Moment, wo sie von Amor überrascht wird.

Sey mir gegrüßt, Jupiters ehrwürdige Tochter, so beginnt er; gegrüßt du, seine Vertraute; Schöpferin der Künste, Schutzgöttin der Helden und Weisen! Zu späte fühl ich's, daß ich ohne dich, ohne deinen geist- und seelevollen Umgang immer und ewig nur Kind bleibe; tief fühl ich's, ganz beseligt nur deine Weisheit. — Allein so anziehend für sie die liebkosende Beredsamkeit ist, so wenig ist sie's für den Leser und noch weniger für die Leserin. Leicht denken diese die galanten Chrieen hinzu; leicht auch begreifen sie, wie unter

den Schmeichelworten bey der Göttin das Zutrauen wächst. Je mehr die Dame selbst ihren Werth fühlt, um so viel weniger befremdet sie der Eindruck, den sie auf Amors Herz macht. Mir, sagt dieser, warst du bisher zu furchtbar. O verzeih, wenn du dich weniger furchtbar zeigest, wie viel reizender nicht bist du? Unvermerkt läßt sie's geschehen, daß er ihr den Speer aus der Hand, und vom Haupte den Helm nimmt; unvermerkt läßt sie sich vom Arme die Aegide losschnallen, und vom Fuße den Kothurn. Unter den Liebkosungen gelingts ihm, daß er — ach, warum so schwül ist die Luft? — ja, daß er sie endlich auch noch zur Weglegung des Panzers bewegt. Ohne daß sie's gewahr wird, entfällt der Dame zugleich mit dem Galaschmucke der Galacharakter: Holdes Kind, ruft Amor: nach Ablegung der Majestät strahlt erst ganz die Schönheit hervor; nach Ablegung von Helm und Panzer wirst auch du, Göttin der Weisheit, zum Kinde, zum holdern Amor, zum weiblichen.

Nach Tische begiebt sich im Gefolge der Götter und Göttinen Zevs in den Garten. Welche Ueberraschung, welch unauslöschliches Lachen! In den Armen des Flügelkindes die hoch erhabene Göttin, die Göttin der Weisheit. Loser Bube, ruft Amorn die Mutter zu, sieh doch, indem du sie ans Herz drückest, wird unterm

Drucke die hohe Gigantin zur kleinen Kindergestalt. Nein, ruft Momus, Kind war sie immer; nur im Helm und Cothurn lag ihre Größe. Ha, unterbricht mit nicht weniger Muthwill als Trotz die Spottreden Amor, legt auch Ihr, hochgeachte, hochwürdige Herren, auch Ihr den Ornat ab, alsdenn laßt sehen, wer unter uns noch groß bleibt! Du wenigstens, Mutter, wirst doch das Schöne dem Großen vorziehen; nur für den Augenblick macht dieses Eindruck; jenes für immer. Voll Aerger, daß sich die Göttin der Weisheit so klein zeigt, bemerkt mit verbissenen Lippen Apollo: Was klein ist, könne nicht schön seyn. Lachend entgegnet der Liebesgott: Ja, so meynt es der Meister von Stagyra, aber siegreich rächte sich am Lästerer Amor. Wie besser, als unter Kindern und Kinderspielen erholen sich nach den Geschäften der Philosoph und der Staatsmann. Vor Schaam hört Pallas stumm zu, endlich hält sie die Spottreden länger nicht aus; schnippisch sagt sie: Belachenswerth wird, was klein ist, nur in so fern, in wiefern es sich groß stellt oder groß dünkt. Ihr versteht mich ja, hochweise Herren und Damen? Damit der Zank nicht in Bitterkeit ausarte, nimmt eben so ernsthaft als gutherzig der Vater der Götter das Wort: Immer doch Jupiters Tochter bleibt Pallas, immer unter der Wölbung von Jupiters Scheitel

gieng sie hervor; du, Amor, bringst sie wieder zu Ehren, du führst sie zum Hochzeitaltare! Mit dem goldenen Pfeile kraßt sich der Junge hinter dem Ohr. In hohem Tone aber weiset ihn der Vater der Götter zu rechte: Weder für dich noch für sie Mißheirath. Blind bist du, dir dient sie zur Führerin; ein wenig alt und kalt ist sie; deine Fackel erwärmt sie. O ja, unterbricht ihren Gemahl Juno, für Himmel und Erde dient's zur Erbauung, wenn in den Banden der Ehe der lose Junge weniger leichtfertig wird. Ja, setzt Venus hinzu, wenn die allzu ernsthafte Pallas unter Amors Spielen und Küßen sich aufheitert, so sey der Göttin der Liebe die Göttin der Weisheit als Schwiegertochter gegrüßt! Schalkhaft giebt Momus ihr Beyfall:

Sic visum Veneri, cui placet impares
Formas atque animos sub juga ahenea
Sævo mittere cum joco.

In einiger Verwirrung der Sinne wissen Amor und Pallas nicht, was sie thun; zum Heirathgeschenke will jenem diese den Helm und Cothurn geben, und der Pallas giebt Amor die Binde. Genade Gott dort unten den armen Sterblichen! Welche Ungeheuer erzeugt nicht solche Vermischung, Ritter - Räuber - Klosterromane! Nein, ruft Hymen, Hoffnung und Geduld

geben wir nicht auf. Aus solcher Ehe entspringen einst vielleicht ein besserer Amor und eine bessere Pallas; Liebe, nicht ohne Weisheit; Weisheit, nicht ohne Liebe.

Ach, leider immer noch unfruchtbar bleibt diese Ehe; obendrein soll sie nicht friedlicher seyn, als die Ehe zwischen Jupiter und Juno. So gar geht unter Hand das Gerede, gleichwie Jupiter die Juno, so bedrohe auch Amor die Pallas, daß er sie beym ersten Anfalle von übler Laune mit einem Amboß an jedem Fuße zwischen den Wolken aufhängen werde *). Einige Astrologen glauben, daß dieß bereits erfolgt sey; sie schliessen es unter andern daraus, daß der Pallas Priester und Jünger hienieden so gerne Wind machen und sich in Gewölke hüllen.

And let the Witling argue all he can,
These little things are great to little man.

Goldsmith.

Geist des Helvetius.

Zu lange schon und immer weniger ehrbar treibt Venus ihr Spiel, so erklären sich im Götterrathe

*) Homer XV, 17—21.

Minerva und Juno: Wir dringen auf der Göttin Deportation, allenfalls in ein Kloster von Cybelens Priestern oder in Dianens Waldungen! Um ihre persönliche Empfindlichkeit unter ehrwürdigem Mantel zu verbergen, schreyen die Damen: Bey unserm Antrage haben wir nichts Geringers im Auge, als die Sache der Götter und Menschen. Du bists, Venus, die, aus der schäumenden Meeresfluth entsprungen, mit Stürmen Himmel und Erde erfüllt! Warum finden die alten schon öfters wiederholten und bisher immer verlachten Klagen nun auf einmal Gehör? Gerade in diesem Momente sind die Fürsten des Olymps eben so übellaunigt und mißmuthig, wie mehrere Götter der Erde; aus ähnlichem Grunde sind sie's. Nicht ohne Eifersucht vergleicht Herkules seine zwölf Thaten mit Napoleons Thaten; nicht ohne Verlegenheit erhebt Neptun den Dreyzack über das Meer; nicht ohne Besorgniß für seine Verdunklung erblickt von den sieben Hügeln Apoll neues Gewölke; nicht ohne Argwohn schielt nach dem Mars Bacchus, indem jener mit seinem Schwerdte die Traubengebirge von diesem bedroht. Kurz, kein Gott, keine Göttin, die nicht der Spleen plagt. Müde ist selbst Momus des Lachens; Vesta und Ceres seufzen über Hintansetzung; an Vapeurs und Blähungen kränkeln Minerva und Juno; unter ab-

wechselndem kalten und hitzigen Fieber zehrt Amor sich ab; Zevs altert und jammert über böse Zeiten und Sitten. Vormals nämlich, in jenem goldenen Alter, bevor noch aus der neuen Welt das Gift der Liebe in die alte verpflanzt worden war, begnügten sich die schönen Weiber, ihn allenfalls zum Schwane oder zum Stiere zu machen, und nun, seitdem er sich mit den Opernheldinnen von London und Paris gemein gemacht hat, sieht er sich in einen gespenstartigen Tithon verwandelt. Dort oben im hohen Olympe hängt das günstige oder ungünstige Urtheil von guter oder schlechter Verdauung allein ab; bey schlechter Verdauung erblicken die Räthe und Richter Alles in schwärzerm Lichte, und für das getrübte Auge wird zur Furie selbst Venus. Ja, ruft der Vater der Götter, an allem Unheil hat sie Schuld; durch ihr loses Spiel hat sie den ganzen hohen Olympus entehrt. Sehen wir nicht, daß dort unten die Völker der Erde mit ganz anderm Erfolg, als einst die Giganten, den Himmel bestürmen? Versagen uns nicht die Germanen den Gehorsam, und huldigen sie nicht in Barden- und Skalden-Gesängen den Göttern der Edda, kehren nicht die Neufranken von unsern Altären zu den Altären des St. Franziskus und St. Bernard zurück, erheben nicht zahlreiche Sophisten gegen uns einen Vertilgungskrieg? Wohlan,

laßt uns von den Menschen lernen, so wie diese in Fabeln von den Thieren belehrt werden! Warum sanken dort unten so mancher Thron und Altar? Sicher und unangefochten bleiben unter den Fürsten und Priestern nur diejenigen, welche sich durch ächte hohe Würde empfehlen. Gesichert bleiben auch unsre Altäre und Thronen nur in so fern, in wiefern wir durch höhere Weisheit und Würde Ehrfurcht wirklich einflössen, nicht nur unter Blitz und Donner bloß für kurze Augenblicke gebieten. Damit mich von diesen ernsthaften Gedanken und Entschliessungen nichts zurückbringe, so verbann ich Euch von dieser Stunde an aus dem Olymp, dich leichtfertige Venus, und dein ganzes Gefolge, die Liebesgötter und Grazien, die Scherze und Spiele, selbst unsere Hebe und meinen Ganymed! Indem er mit der Augbraune winkt, zittern Himmel und Erde, und über den hohen Olymp verbreitet sich feyerliches Dunkel. Erschrocken, aber mitten unter Furcht und Schrecken schalkhaft lächelnd, rettet sich mit ihrem reizenden Gefolge Venus über die Schwelle. Auf ihren Stuhl an der Göttertafel ruft nun Jupiter die keusche Diana, sie aber verweiset er in Dianens traurige Wälder.

Nein, nicht länger traurig sind diese. Kaum erscheint in der Wildniß die Göttin der Liebe, so trägt

jedes Gesträuch Blüthen und Früchte, süßer Wohlgeruch durchdringet die Luft, unter dem Laubgewölbe erschallt der befiederten Luftsänger Liebeslied; Liebe und Freude lispeln die Blätter der Bäume; Liebe und Freude rieselt von den Felsenquellen; Liebeswonne brüllt das Raubthier; hochbeseligt eilen aus der Fluth die Najaden, aus dem Gebüsche die Faunen und Sylvanen hervor, und in mondvoller Nacht umschweben sie in frohen Reigen mit den Liebesgöttern und Grazien die neue Göttin des Waldes. Also selbst in der waldigten Wüste kann man beglücken und glücklich seyn! Des Olymps bedürfen Venus und ihr lachendes Gefolge nicht: Vermißt aber diese wohl eben so leicht jener?

Kaum hatte sich aus dem Olympe Venus entfernt, so verbreitete sich über den Göttersaal, anstatt jenes unauslöschlichen Lachens, trauriges Gähnen. Vulkan verschließt seine Esse und wirft den Hammer hinter die Thüre; hinrosten läßt Mars das lorbeerumwundene Schwerdt, Apoll zerschmettert die Leyer, und Zevs seinen Zepter: Wozu dients uns, ruft Jeder, daß wir arbeiten und uns abmühen, daß wir kämpfen und siegen, daß wir unter Gesang und Saitenklange hohe Weisheit verkündigen, und Gutes und Böses, Recht und Unrecht auf der Wagschale prüfen? Ja wohl, unterbricht sie Momus, (auch er mehr gähnend als

lachend,) ja wohl, immer doch nennt man des Künstlers und Virtuosen, des Eroberers, des Sängers und Dichters, des Weisen und des Regenten Namen; wenn man ihn an manchem Orte vergißt, oder wohl gar ihn verletzt, so nennt man ihn wenigstens hier oder da nicht ohne Bewunderung; immer doch, erhabene Götter, ist für das Ohr der Schall des Namens eben so süße nahrhafte Speise, wie für den Gaum und die Nase der Opferdampf. Leise raunt Zevs ihm ins Ohr: Freylich süß sind sie beyde, aber beyde gleich wenig nahrhaft. Indem er sich an die versammelten Götter wendet, sagt er: Ohne Ziererey und ohne Scheu laßt uns gestehen, nur in so fern riechen süß die Gerüche des Ruhms und des Opfers, in wiefern sie den noch süßern Genuß ankündigen; die Auftischung des Nektars, die Freuden der Liebe, die Erholungen beym Spiele. Gesteht es ein, Götter, wenn Ihr Euch durch Kunst und Aufklärung, durch Heldenmuth und Lebensweisheit, durch große wohlthätige Werke um die Welt verdient macht, so theilen dieses Verdienst mit Euch Venus und die Grazien, Ganymed und Hebe. Sinds nicht sie, die, indem sie Euch Erholung versprechen, Euch in Thätigkeit setzen? In unsere Mitte zurückrufen muß ich sie, oder ganz versinkt Ihr in Schlaf. Unter Acclamation geben ihm die Götter

Beyfall. Wie es scheint, hatte sich unter Diät und Fasten ihre Verdauung gebessert, und billiger, richtiger urtheilen sie unter besserer Verdauung. Im Triumphe kehrt Venus mit ihrem Gefolge zurück. Wie süß ist nicht nach kurzer Trennung das Wiedersehen! So rufen hochjubelnd die Götter; aber voll Aerger sehen sich in ihren Erwartungen Minerva und Juno getäuscht; sie sehen die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge, nicht ohne Voraussehung neuer und immer größerer Verwirrung.

Inzwischen hat den Vater der Götter die Rückkehr der Venus und ihres Gefolges so ganz verjüngert und in so heitere Laune versetzt, daß er nicht ruhet, bis er auch von der Stirne der Gemahlin und Tochter die trüben Wolken vertreibt: Nicht ohne Grund, sagt er, zittern Minerva und Juno vor bedenklichen Revolutionen; aber beruhigt Euch Kinder, den Revolutionen kommen wir durch Reformen zuvor. Tretet herzu, Göttinnen alle; jede lege die Hand in die meinige; Euch Andern flößen Venus und die Grazien Anmuth und Heiterkeit ein, und du, Venus, lernest von ihnen Anstand und Sittigkeit. An meiner Tafel nimmst du den Platz neben Dianen. Wie viel nicht gewinnt jede an der Seite der andern? Indem Ihr Euch freundlich die Hand reicht, vergrößert Ihr den eigenen Werth;

die eine erscheint weniger ausgelassen und lose, die andre weniger geziert oder spröde.

Nach der Predigt des Vaters, läßt Hebe den Nektarpokal herumgehen, und Apoll singt den Hymnus des Friedens.

Der Regentropfen.

Zum Regentropfen sagte die Wolke: Reiß dich, Unbesonnener, aus meinem Mutterschooße nicht los. Warum auch aus unserm Himmel herab wagst du dich in die unsichere Tiefe? Wie? Erfrischen, wiederbeleben willst du die erstorbene Flur, du kleiner, einzelner Tropfen! Freylich, giebt dieser zur Antwort, ist jeder Tropfen nur Einer; nichts vermag der Einzelne. Wenn sich aus solcher allzu demüthigenden Betrachtung von uns allen keiner auf die Flur herabsenken will, ach, so blüht sie freylich nie wieder. Indem er es sagt, reißt er zitternd sich los; gern oder ungern hängt sich an ihn der zweyte und dritte; unvermerkt schwellen sich die Einzelnen zur Regenfluth an; wohlthätig rettet der Regen die Flur vor Verdorrung; einzelnen Tropfen dankt sie die Wiederbelebung.

Sinnbild der Freyheit.

Zu Rom, so wie in mehreren Städten Italiens, erhob sich auf dem Gerichtsplatze die Gruppe von Apoll und Marsyas, wie diesem jener die Haut von der Schulter herabzieht. Nach dem Servius zum Virgil IV. 58. Sinnbild der Freyheit. Fürwahr, unter einem revolutionären Wohlfahrts-Commité treffendes Sinnbild der Freyheit; vermuthlich aber in Rom Sinnbild der Strafgerechtigkeit, der Bestrafung von tollem, empörendem Uebermuth.

Charakter mehrerer Flugschriften.

Die Minerva unsrer politischen Flugschriften scheint, anstatt der Eule, irgend einen andern Vogel angenommen zu haben. Hier gleicht er dem Papagey, dort der Fledermaus, anderswo dem Raubthiere. Dieses zehrt alles auf; der Papagay sagt nach, was man ihm vorsagt; die Fledermaus mischt sich wechselweise unter das beflügelte und unter das unbeflügelte Vieh. Mit der Eule verbirgt sich die ächte Minerva in der Grotte der Echo.

Der moderne Märtyrer.

Sola innocentia vivere velle, periculosum. Leider erst im siebzigsten Jahre fiel mir diese Bemerkung des Livius auf. Herzensgüte und Schuldlosigkeit sind also wirklich kein Schild gegen die Pfeile der Verfolgung. Wodurch aber zieh' ich mir Haß und Unwillen zu? Mir werf ich nichts vor, als daß ich mir zuweilen erlaube, meine Gedanken zu sagen. Wie? die deinigen, schnarcht der Beichtvater mich an, deine Gedanken? Ja freylich Todsünde. Im ganzen Leben, fährt er fort, floßen über meine Lippen nie Gedanken, nie wenigstens eigene; nie anders dachte und sprach ich als in dem Sinne Sr. Hochwohlgebohrn und Sr. Hochwürden. Dabey befind' ich mich wohl; aller Orten bin ich willkommen; gesegnet bin ich und mein Haus. Wenn du, armer Wicht, anders denkest und sprichst, als die Herren, so bist du nicht nur ein Dummkopf und Tollkopf; ein Dieb, ein Räuber und Mörder bist du; ein Räuber, ja, denn so viel an dir steht, stöhrst du die Herren in dem alten Besitze, dem Besitze der herrschenden Meynung; ihnen raubest du des Geistes Sicherheit und Ruhe; wohl gar entwendest du ihnen hin und wieder ein Herz; ein Mörder du; indem du an ihre Meynung greifest, greifst du an ihre Seele und

Existenz. Wie grausam und unklug! Während daß sich die Herren so weich auf dem Eiderdun des Herkommens lagern, während daß sie sich unter dem Wohlgeruche des eigenen Hochgefühls berauschen, oder unter gewürzreichen Schüsseln und feurigen Nektarflaschen warm halten, stürzest du sie durch Verbreitung deiner Ungereimtheiten plötzlich gleichsam ins eiskalte Bad. Mit Recht verwünschen sie dich; mit Recht versagen sie dir Wasser und Feuer.

Indem der Mann mir die Hölle heiß macht, bin ich nicht vor Schrecken des Todes? Nein, nicht vor Angst will ich sterben, lieber noch (wie soll ich sagen?) aus Höflichkeit, um noch zu rechter Zeit den Herren und Damen, gegen deren Meynung die meinige so linkisch und plump anstößt, mit schuldiger Ehrerbietung aus dem Wege zu gehen. Kaum aber bin ich sanft nnd selig entschlafen, so athmet in höhern Regionen meine Seele schon wieder freyer; bey der Ankunft vor der Himmelspforte erwacht in mir von neuem das Bewußtseyn, me tamen bene recteque sensisse. Wer da, ruft Sanct Peter. Gut Freund, versetz, ich. St. Peter: Offen steht dir der Himmel. In welchen Chor verlangst du? Ich: Ja, wenn's in meiner Wahl steht, in den Limbus schuldloser Kinder. Sanct Peter schlägt das Lebensbuch auf, sucht meinen Namen, und

nach Durchblätterung von dem Register meiner Leiden ruft er aus: Freund, in die Chöre der Helden und Märtyrer begleite ich dich. Halb vor Schaam, halb vor Aerger erröth' ich: Ein Held bin ich nicht! St. Peter: Freylich weder mit der Keule noch mit dem Schwerdte, wohl aber mit den Pfeilen der Rede; freylich nicht Raubthiere hast du verfolgt, wohl aber nicht weniger verderbliche Ungeheuer, Sittenverderben und Vorurtheil. Ich: Ach, in ihrer Bekämpfung unterlag ich. St. Peter: Nicht bloß der Sieg giebt Verdienst, wohl auch der Kampf. Wenigstens nie vor den herrschenden Götzen bogst du das Knie. Kurz, so gut als Manchem gehört dir der Nimbus. Ich: Grossen Dank für den Nimbus; den Kranz von Veilchen und Vergißmeinnicht zieh ich vor. St. Peter: Was kann ich davor, daß du ein Märtyrer bist? Ich: Märtyrer, ich? Wohlfeil komm ich zur Ehre. Wahr ist's, treu blieb ich immer im Glauben an Wahrheit und Recht: Aber auch leiden muß für seinen Glauben der Märtyrer; o, was litt' ich? St. Peter: Wie natürlich und billig, littest auch du. Ich: Um Verzeihung, du irrest. Nicht mit dem Kreuz auf der Schulter oder mit dem Kopf unterm Arme tret' ich herzu. St. Peter: Ja, den Kopf schlugen sie dir physisch nicht ab, aber nicht weniger grausam doch metaphorisch.

Indem sie jeden Gedanken aus deinem Kopfe, bald als toll, bald als boshaft niederschlugen, wars eben so, als hätten sie dir den Kopf selbst zu Füßen gelegt; indem sie dich alles Zutrauens und alles Einflusses beraubten, eben so, als hätten sie dir aus'm Rachen die Zunge gerissen; indem sie dir die Erwerbsquellen verschlossen, eben so, als hätten sie dich zu langsamem Hungerstode verdammet; indem sie dich aus der Gesellschaft verbannten, eben so, als hätten auch sie dir, wie Julian andern Götzenverächtern, den Weg zu weiterer Aufklärung abschneiden wollen; indem sie von deiner Seite jeden Freund abzogen, eben so, als hätten sie dich an Hand und Fuße gestümmelt. Ich: Ja wohl, durch Freymüthigkeit zog ich mir Feinde genug zu, aber auch in ihnen erkenne ich Wohlthäter; sie machten mich auf meine Fehler aufmerksam; sie nöthigten mich zur Vermeidung von Mißtritten; je nun, wenn sie mich unter Mißdeutung meiner Reden und Schritte in nützlichem Wirkungskreis hinderten, so haben es sie zu verantworten, nicht ich. St. Peter: O des frommen Dulders! Indem sie dich nicht etwann bloß unter harten Droh- und Schmähworten zerfleischten, sondern grausamer noch unter zärtlichen Abmahnungen und Klagen hinschmelzen liessen, wiegtest du dich auf dem Lager wohl eben so wenig behaglich, als

St. Laurenz auf dem glühenden Roste. Ich: Ach ja, schmerzhaft empfand ichs, wenn ich den letzten Freund, die einzige Herzensfreundin durch meine Freymüthigkeit beunruhigte, aber einst, dachte ich, dort oben freuen sie sich meiner. St. Peter: Wohlan, kein Heiliger oder Märtyrer im alten Style bist du, aber bist es, wie man's auch in deinem Zeitalter, dem Zeitalter vorgeblicher Toleranz, Humanität und Aufklärung öfters noch seyn muß. Giebt es Nerone und Diokleziane nicht auch in der Christenwelt? Vielleicht eben so grausam martern die heutigen, nur feiner; weniger den Leib, vielleicht desto schmerzhafter das Innere der Seele; anstatt der Folterknechte bedienen sie sich bald der Sykophanten und Ränkeschmiede, bald ängstlicher Anverwandten und Freunde. Laß dich umarmen, Freund; derselbe Geist belebt uns *). Ich: Der Geist der Wahrheit und zugleich auch der Liebe. St. Peter: Herein denn in unsere Chöre! Ich: In Demuth folg ich. Nur eine Bitte noch: Wenn einst auch diejenigen, die mich dort unten mißkannten, der Himmelspforte sich nahen, so führ sie freundlich zu mir; hier vor der Pforte leg ich den grauen Nebelflor ab, der vor ihren Augen meine Herzensgüte und Unschuld verbarg.

---

*) 1 Petr. II. 12—21. III. 15—17.

Die Zauberin Monade.

Monade 1) ist eine Fee, unsichtbar wie die Gottheit; wie diese, im Verborgenen wirksam, und kennbar in ihren Kraftäußerungen. Ob sie Emanation der Gottheit und mit der Gottheit gleich ewig sey, entscheiden wir nicht; genug, daß sie von ihr abhängt. Ein Geheimniß blieben ihre Geburt und Fortpflanzung; weder aus einem Ey, wie das Geflügel, noch aus einem Keime, wie die Pflanzen, entfaltet sie sich. Schwerlich begreift man, wie sie entstehen oder vergehen kann; schwerlich, — ob sie in Zeit und Ort oder außer Ort und Zeit sich rege und thätig beweise; mit Gewißheit weiß man nur so viel, daß sie, ohne unmittelbare Berührung, Einfluß auf Alles hat, und daß Alles Einfluß auf sie hat. Ohngeachtet sie nicht einmal so viel Umfang einnimmt, als ein Sonnenstäubgen, ohngeachtet sie einem untheilbaren Punkt gleicht, verbreitet sie sich nichts desto weniger über die Abgründe des Tartarus und über das Gewölbe des Himmels; blitzschnell durchdringt sie die Aeonen der Vorwelt und Nachwelt; obgleich sie in sich selbst wächst, so bleibt sie doch ohne Gestalt; obgleich sie so ganz eigentlich weder vermählt ist noch sich in jungen Monaden fortpflanzt, so adoptirt sie doch solche als ihre eigenen; wechselweise erscheint

sie, entweder unter gar keinem Geschlechte oder bald unter weiblicher Empfängniß, bald unter männlicher Zeugungskraft. 2) Unaufhörlich entwickeln sich in ihrem Schooße neue Geburten; Geburten, die zwar auch auf die äußere Welt wirken, die aber doch ihrem Wesen und ihrer Natur nach immer im Schooße der Monade verschlossen bleiben, und darin immerfort und endlos Geburten aus Geburten hervortreiben. So wie diese geheimnißvolle Fee ganz aus Widersprüchen zusammengesetzt ist, so wiedersprechend sind auch die Meynungen, die man sich von ihrem Wirkungskreise und Aufenthalte formirt. 3) Nach den Einen ist sie nirgends zu Hause; hin und her schwebt sie, gleichsam sub diu oder im Luftraume; nur leerer Anschein, nur Blendwerk ist, was man ihr Haus nennt; nach den Andern bewohnt sie doch wirklich ihren eigenen Sitz; ich weiß aber nicht, wie ich ihn nennen soll, ob Haus, oder Gezelt, oder Wagen. Welch ein sonderbarer Zauberbau! Beweglich ist er, links und rechts, vorwärts und rückwärts kehrt er sich; aus seinem Innern wachsen für andere neugeborne Monaden andere Wohnsitze hervor, und auch aus diesen der Reihe nach endlos hinwieder neue, einander ganz ähnlich. Je nachdem man den Wohnsitz entweder von dieser oder von jener Seite ansieht, stellt er entweder eine Kerkerhöhle oder einen Pallast vor. Zur

Residenz führen fünf Hauptthore. 4) Unsichtbar stehen bey jedem Leibwachen; äußerst wachsam belauren sie beym Eingange und Ausgange Alles, was der Königin und ihrer Residenz entweder Vortheil oder Gefahr bringt. 5) Noch so groß indeß mag Monadens Zaubermacht seyn, immer doch ist sie übel dran, so bald sich unter irgend einem Zufalle die Thore der Residenz schliessen; sie verliert Kraft und Bewußtseyn, sie sinkt in Nebel und Nacht, sie kehrt nicht zur Besinnung zurück, bis entweder die Flügelthore wieder sich öffnen, oder bis sich aus der zerfallenen Burg, gleichsam neugeboren, die Monade in irgend eine andere Wohnung versetzt. 6) Je nachdem sie es angreift gelangt sie alsdenn in eine bequemere oder unbequemere Wohnung, die mehr oder weniger Licht, mehr oder weniger Oeffnungen hat.

Zu der Burg, die sie hienieden bewohnet, führen nur, wie wir bereits gesagt haben, fünf Hauptthore. Durch diese strömen alle Schätze der Kunst und Natur, die subtilsten Ausflüße jedes Elements. Obgleich bey jedem Thore besondere Magazine ausschließend nur für eine besondere Art von Lieferungen angebracht sind, so weiß doch die Monade im innersten Schooß alle und jede, selbst die entgegengesetzten, bald in ein Ganzes, in nur Eins zusammen zu schmelzen, bald das Ganze

hinwieder in die kleinsten Theile zu zerlegen. 7) Die angelangten Güter ordnet ihr Schatzmeister. 8) Manches läßt er zwar hinfallen oder wirft es hinaus: Was ihm wichtig scheint, behält er, nachdem ers öfters hin und her gekehrt hat, sorgfältig auf; er vertheilt es in Gewölbe und führt darüber Register. Wie sehr verschieden von ihm ist seine Schwester, die Jugendgespielin und Favoritin von Monaden! Sie faßt zwar Alles mit gieriger Hand auf, wirft es aber durch einander. 9) Warum sie wohl die Sultanin nicht ernsthafter zurecht weiset? Je nun, die Zofe vertreibt ihr die Zeit. Jeden Augenblick tritt sie mit einem neuen Spiel auf, bald mit Taschenspiele, bald mit einer Zauberlaterne, zuweilen wohl auch mit majestätvoller Opernverwandlung. Selbst bey verschlossenen Thüren und Fenstern giebt sie mittelst Panoramen die lebendigste Ansicht der entferntesten Zeiten und Zonen; sie beschwört aus den Gräbern Todte, und Ungeborne winkt sie ins Leben. Um indeß nicht ganz ein Spielball der verschwenderischen Zofe zu werden, setzt ihr die Monade eine Hofmeisterin zur Seite. 10) Leider kehren sie zuweilen einander den Rücken. Wenn diese zu bedächtlich und kalt ist, so ist jene zu lebhaft und voreilig; wenn die Eine Alles zu Rathe hält und nichts aus den Augen verliert, so zerreißt die Andere Alles, entweder in

Stücke, oder ganz heterogene Dinge knüpft sie zusammen. Nur mit Mühe hält sie die treuherzige Alte in Schranken. Den Vorwurf steifer Pedanterie verdient diese nur in so fern, in wiefern sie zu lang, zu einseitig und ausschließend immerfort am gleichen Schranke verweilet; das Lob hingegen einer guten Haushälterin, wenn sie der Reihe nach Stück vor Stück ins Auge faßt, und Alles wie Jedes benutzt. Nicht selten entdeckt bey ihrer Elle und Wage die Zofe, daß die Sachen ganz anders sind, als sie gewähnt hat, daß das Große klein und das Kleine groß ist. Nur in wiefern sie, wie zwo gute Schwestern oder wie Mutter und Tochter, einander die Hand bieten, vereinigen sie in Monadens Hauswesen mit Solidität guten Geschmack. Zu Dienste stehen der Hofmeisterin zween Commis. 11) Ebenfalls nur in wiefern auch sie einander die Hand bieten, gewinnt Monadens Umgang jene Urbanität, die sich so wohl von trockenem, steifem Wesen als von schaler Tändeley gleich weit entfernt. So wie der Eine von diesen Commis sich damit beschäftigt, in ähnlichen Dingen die Verschiedenheit zu entdecken, so beschäftigt sich der Andre mit Ausspüren des Aehnlichen in dem Verschiedenen. Indem sie gemeinschaftlich Alles und Jedes in eigene Fächer ordnen, befördern sie nicht nur überhaupt die Ordnung in der

Oekonomie, sondern nicht selten vermehren sie die Schätze der Gebieterin durch ganz neue Erfindungen. 12) Hiezu dient im Hintergrunde eine Küche oder ein Brennofen. 13) Die Köchin, oder nenne ich sie Scheidekünstlerin oder Giftmischerin? — sie zieht aus dem gröbern Stoff und aus den wechselweise losgetrennten oder zusammengeschmolzenen Bestandtheilen die Essenz und den Geist. Welche Essenzen und Spiritus! 14) Wie viel dauerhafter erhalten sie sich als der Stoff, aus dem man sie herauszieht! Wofern der Prozeß gelingt, so erhalten sie sich immer unveränderlich und ewig; sie sind von weit allgemeinerm, wesentlicherm Gebrauche, als keine Universalmedizin; sie allein sinds, durch deren weise Anwendung sich das Thier zum Menschen, der Mensch zum höhern Geiste umschaft. Wofern aber der chemische Prozeß mißlingt, wofern die Abziehung nicht völlig rein ist, so verrauchen entweder die Geister, oder sie berauschen, betäuben, stürzen in Tollheit. 15) Allseitig und äußerst behutsam also faßt jeden Umstand der Leibarzt ins Auge. 16) Nach gehöriger Untersuchung und Prüfung der Essenzen bedient er sich ihrer zur Ausarbeitung des beßten Nahrungs- und Lebenssaftes. 17) So lange die Gebieterin sich damit begnügt, genießt sie voller Gesundheit. Zuweilen aber unterschiebt die Zofe verfälschte Likeurs und Würze;

sie erhitzen den Kopf und blähen den Unterleib auf. Alsdenn entstehen Gelüste der Schwangern und verschiedene Arten heftiger Fieber, z. B. á la Werther, Hudibras, Münzer, Böhme. Weh der Patientin, wenn sie im Fieberanfalle entweder sich selbst überlassen ist, oder Zigeuner und Quacksalber zu Rathe zieht! Unheilbar wird ihre Krankheit. 17) Wohl ihr, wenn sie noch zu rechter Zeit dem Leibarzte und der Hofmeisterin Gehör giebt! Während daß jener die Fieberhitze vermindert, entfernt diese die Zofe. Unter weiser Diät gelangt Monade zu klarem Auge und harmonischem Ton in den Nerven 18).

So weit mein Mährchen. Ohne Mühe machen Sie daraus eine philosophische Geschichte. Hier die Ziffern zur Erleichterung der Umwandlung:

1) Seele. 2) Geist. 3) Cörper. 4) Sinnen. 5) Lust und Unlust. 6) Leben und Tod. 7) Bewußtseyn. 8) Gedächtniß. 9) Einbildungskraft. 10) Aufmerksamkeit. 11) Witz und Scharfsinn. 12) Arten und Gattungen. 13) Abziehungskraft. 14) Allgemeine Begriffe. 15) Chimären. 16) Verstand. 17) Maximen und Grundsätze. 18) Regellose und wohlgeordnete Neigungen.

Veredlung des Schusterhandwerkes.

Mein Herr!

Obgleich dermalen nur Rechen- und Schreibmeister, wag ichs doch, als ehemaliger akademischer Bürger zu Göttingen, mich zuweilen noch in gelehrte und Kunstsachen zu mischen. Als Mitglied einer Wetteiferungs-Gesellschaft, die sich jeden blauen Montag Abends in Streülis Caffeehause versammelt, hab ich öfters Gelegenheit, an den Klagen und Berathschlagungen über den Verfall des Erwerbes und Kunstfleisses Antheil zu nehmen. Seit der Revolution, seit der Einführung der Freyheit und Gleichheit, kurz, seit der Aufhebung der Vorrechte und Handwerksfreyheiten halten wir armen Schneider, Schuster, Perükier die Konkurrenz mit so vielen hominibus novis, plebeiis und libertinis nicht aus. Wenn wir nicht zu Grunde gehen wollen, so müßen wir leider selbst arbeiten; wir müssen auf neue Erfindungen bedacht seyn, und uns aus mechanischen Professionisten zu genialischen Artisten erheben; ja, mein Herr, auch wir Schneider und Schuster zu höhern Artisten. Oder warum nicht zur schönen liberalen Kunst erhebt sich eben so gut der Kleiderbau, als die Baukunst, warum nicht eben so gut die Kunst des Friseurs und Schusters, als des Bild-

hauers? Je nun, ingenii venter largitor. Nur in so fern nimmt mich mein Schwiegervater, ein Schuster, an seinen Tisch auf, in wiefern ich ihm zur Beförderung des Erwerbes neue Hülfsquellen öffne. Zu dem Ende hin studire ich den Bynäus von den Schuhen der Ebräer, den Baudoin de calceo antiquo, und alles, was Turneb, Salmasius, Lipsius, Rosinus, Lukas Burgensis, Albert Rubeus und Andere von den Schuhen der Alten aufbewahrt haben. So leid es mir thäte, den Rangstreit zwischen den Alten und den Modernen zu erneuern, so kann ich doch nicht in Abrede seyn, daß in Absicht auf Beschuhung jenen der Vorzug gebührt. Welche Schande für unser verfeinertes Zeitalter, daß es auf schlechtern Füßen steht, als z. B. das Zeitalter eines Esaias? Wahr ist's, von mancher Seite hat auch dieses mit jenem sehr große Aehnlichkeit; hierüber beruf ich mich nur auf das III. Hauptstück des eben erwähnten Propheten: Warum aber lassen Zions Töchtern im Schmucke der Fußbänder und Fußspangen unsre heutigen Damen so weit hinter sich? Eben so schön und kostbar, wie die Morgenländer, schmückten ihre Füße die Römer. Hierüber verweise ich unsere eleganten Herren und Damen auf Albert Rubeus de calceo senatorio, oder allenfalls auch auf dû Cange. Selbst die Barbaren des Mittel-

alters wendeten mehr Kunst auf die Beschuhung, als wir. Nur erinnere ich an jene Schnabelschuhe, welche der König von England, Heinrich II. eingeführt hatte *). Man zierte die Schuhspitzen mit Schellen. Welch ein glücklicher Kunstgriff, um den zudringlichen Gast, den verstohlenen Liebhaber oder auch den eifersüchtigen Argus schon von Ferne zu wittern!

Kurz, wenn unsre Schönen in Zukunft nicht mehr Zeit und Geld auf den Schmuck des Fußes als auf den Kopfputz verwenden, so seh ich für die armen Schuster nichts vor, als Jammer und Elend; nicht etwann bloß verblümter Weise, sondern buchstäblich müßen sie zu den Füßen der Unerbittlichen sterben. So viel begreif ich, daß man bey der Ausschmückung des Kopfes mehr Physiognomik, überhaupt ein weit freyeres und mannigfaltigeres Spiel anbringen kann, als bey der Ausschmückung des Fußes. Soll aber darum der Fuß gänzlich vernachläßigt werden? Ist er bey allen und jeden Schönen weiter als der Kopf vom Herzen entfernet? Ist er weniger von Amors und Amorinen und von dem Zauberreize der Grazien umgeben? Ist nicht auch er abwechselnder Stellungen,

---

*) S. Keyslers Reisen Th. I. S. 27. Flögels komische Litteratur. Th. I. S. 179.

Bewegungen, ja selbst Verwandlungen fähig? Selbst die sinnreichste Putzmacherin schaft schwerlich eine Adlernase in eine Stülpnase um, der geschickte Schußter hingegen kann sehr mannigfach den Charakter des Fusses verändern. Je nachdem er den Schuh ründet oder zuspitzt, je nachdem er ihn mehr oder weniger ausschneidet, kurz, je nachdem er ihm diese oder jene Farb' und Gestalt giebt, giebt der Schuh zugleich auch dem Fuße entweder ein schnippisches oder ein freundliches Aussehen, entweder die Mine des Ernsts oder des Muthwillens, der Sprödigkeit oder der Coketterie. Je nachdem er sich links oder rechts dreht, je nachdem er sich versteckt oder unter dem Rocke hervorguckt, giebt er eben so deutlich und eben so zweydeutig, wie das Aug oder die Lippe, entweder das Ja- oder das Neinwort; auch er hat seine Mimik und Sprache; auch er Leben und Seele. Die Seele, sagt der Scholaßtiker, ist und wohnt da, wo sie wirkt; wohl also bey manchen Herren und Damen sucht man sie klüger im Fuß als im Kopfe; wohl nicht ohne Grund wirft man sich ihnen zu Füßen. Da eine und dieselbe Dame die Launen jedes Tags hundertmal ändert, da sie, je nachdem ihr Puls schlägt, je nach Beschaffenheit ihrer Umgebungen, bald bescheiden, bald frey, bald gefällig, bald eigensinnig, bald fröhlich,

bald finster ist, warum nicht eben so, wie die Launen, wechselt sie auch die Schuhe? O wie viel hundert Paar Schuhe, die alsdenn mein Schwiegervater absetzen kann? Socken, Kothurne, wohl auch solche Schuhe, die (wie jener feinere Schuhkünstler bemerkt) nicht zum Gehen, vermuthlich also zum Liegen gemacht sind. In Rom küßt man itzt noch oder itzt wieder den Pantoffel des h. Vaters; vormals küßte man daselbst den Pantoffel der Damen *). Vitellius, der Ahnherr des Kaisers Vitellius, und (was ich hier zur Ehre der löblichen Schusterinnung anführe) der Enkel eines Schuhflickers erbat sich als das höchste Hof- und Kronamt von Messalinen die hohe Gnade, ihr die Schuhe ausziehen zu dürfen; geflissen und ehrerbietig verwahrte er ihren ausgezogenen Schuh an der Brust zwischen dem Rock und dem Unterkleide; von Zeit zu Zeit langte er ihn zum Küssen hervor. Wenn die Dame dem Anbether erlaubt, mit ihrem Fächer zu spielen, warum nicht gleiches Spiel erlaubt sie ihm mit dem Pantoffel? Welch ein wichtiger Verbrauch, der fürwahr die Aufmerksamkeit auch des Finanzrathes

*) Sueton im Leben des Vitellius. Auch bey den Morgenländern ist's Gewohnheit, sich die Schuhe nachtragen zu lassen. Man sehe Eskuche Erläut. der h. Schrift aus Reiseb. Th. I. S. 165.

verdient, wenn jede Schöne ihren Liebhabern erlaubt, einen ihrer Schuhe, als Zeichen des Gastrechtes, zu tragen? Je nachdem sie mehr oder weniger Sandaliogerulos hat, um so viel mehr oder weniger ausgebreitet wird ihr Ruhm seyn. Sehr bedeutend ist der Name Pantoffel, Pantoopheli. Dienen sie nicht ohne Unterschied zu allem und jedem, selbst zu entgegengesetztem Zweck und Gebrauche? Dienen sie nicht zur Bezeugung sowohl des Lobes als Tadels, sowohl der Gunst als der Ungunst? Gleicher Weise kann man damit stampfen und klatschen. Wenn es noch so sehr ohne Grund oder zur Unzeit geschieht, immer doch nutzt es den Pantoffel oder Schuh ab, und mein armer Schwiegervater bekömmt gedoppelte Arbeit. O wie wünschenswerth ist's, daß man auch unter uns von dem Schuhe jenen Gebrauch mache, den man davon im grauen Alterthume gemacht hat, und in der Türkey noch heut zu Tage macht! In jener Urwelt der israelitischen Volksrichter galt die Abtretung des Schuhes für gerichtliche Abtretung des Hauses und Weibes *); heute noch, wenn in der Türkey ein Weib die Ehescheidung verlangt, zieht sie vor dem Richterstuhle des Cadi den Schuh aus, und, indem sie ihn umkehrt,

---

*) Buch Ruth IV. 7. 8.

giebt sie damit zu verstehen, daß sich eben so ihr Herz gegen den Mann umkehre *). Ja wenn man aller Orten vor Gerichte und am hochzeitlichen Altare sich anstatt der Siegel- und Fingerringe des Schuhes oder Pantoffels bediente, sehr bald würde das Schicksal der Schuster eine günstigere Wendung bekommen. Wiederholen muß ich's: Ein Sinnbild, das von Schuh oder Pantoffel entlehnt wird, ist vielmehr groß und heroisch, als unedel. Von dem Helden, der die Feinde besiegt, sagt man, er trete sie unter den Fuß. Ich erinnere mich, irgendwo von der Königin Catharina von Medicis gelesen zu haben, daß sie bey den Ballets kürzere Kleider eingeführt, und daß sie den rebellischen Adel unter den Schuh gebracht habe. Mogte es nicht durch Tanzschuhe geschehen seyn? Ob der Schuh das Land drücke, dies kümmert freylich manche Regierung nicht viel; eben so wenig kümmerts die Hausregentin, ob ihr Schuh den Mann drücke. Genug, wenn der Schuh nur diejenigen nicht drückt, die ihn tragen. Wo aber findet man Theramens Cothurn, der für jeden Fuß recht war? Beym Plutarch sagt Paul Emil: „Ist dieser Schuh nicht schön? Nur ich aber fühle,

*) d'Arvieux Reisen. Th. I. C. 21. Lady Montague im 35sten Briefe.

wo er drückt.“ So mag manche Dame sagen, wenn sie ein Hühnerauge preßt. Vornemlich also darauf studirt mein Schwiegervater, die Schuhe nicht nur schöner, sondern auch bequemer zu machen. Anstatt, wie bisher, nichts zu studiren, als die hundert ältern, mittlern, neuern Constitutionen für die Schweiz, entsagt er nun ganz so wohl der Metaphysik als der Politik; er glaubt, sich und dem Vaterlande weit besser zu dienen, wenn er sich ausschließend nur mit dem Schuhe beschäftigt, das ist, mit der angemessensten Constitution für den Fuß. Allein so schwierig es ist, in der Staatsverfassung die entgegengesetzten Extreme zu vereinigen, Kraft des Gesetzes und Freyheit des Volkes, Verengerung der vollziehenden und Erweiterung der gesetzgebenden Gewalt: eben so schwierig ist die Befriedigung des Geschmackes unserer Schönen, welche zu gleicher Zeit knappe, niedliche und doch nicht drückende Beschuhung verlangen. Ach, wie lange herrscht noch die Mode der kleinen Füße? Gothisch und chinesisch ist diese Mode. In Form und Gestalt von umgekehrten Pyramiden bauten die Gothen; sie überraschten durch schwere große Lasten auf kleinen Grundlagen; gerade eben so überrascht der hohe Junonische Körperbau auf winzigem Amorinen-Fuße. Und die Chineserinnen? Ja, daß sie auf die Kinderfüßgen

stolz sind, begreif ich; bey ihnen sind solche Füßgen das Merkzeichen ewiger Kindheit und der Einsperrung im Hause: aber, Helvetiens Töchter, bleibet auch Ihr im Hause verschlossen, auch Ihr in ewiger Kindheit? Ja wohl, wenn vornehme Damen ausgehen, so gehen sie freylich nicht; sie schonen der eigenen Füße. Desto schlimmer, sagt mein Schwiegervater, desto weniger verbrauchen sie Schuhe. Warum auch nicht ernstlicher eifern die Prediger gegen Weichlichkeit, warum nicht verbieten die Rathsherren den Gebrauch der Wagen und Senften, warum nicht wenigstens beschweren sie ihn mit Auflagen, um aus dem Ertrage davon der beeinträchtigten Schusterschaft irgend eine Entschädigung zufließen zu lassen? Ja freylich, leben müßen auch Senftenträger und Fiakers. Jenes: Je n'en vois pas la necessité gilt nur die Folliculairs; nicht sie. Darum aber ist und bleibt es nicht weniger sündlich, wenn man ohne dringende Noth sich der Senften und Wagen bedient. Oder wozu, meine eleganten Damen, gab Mutter Natur Euch den Fuß? Nicht selten eben so viel Werth hat der Fuß als der Kopf; der eine wie der andere muß so angewendet und geübt werden, daß Ihr es vor Gott verantworten könntet. Wozu, frag ich weiter, gab Mutter Natur Euch die reizenden Grazien? Ist es zu dulden, daß Ihr hin-

term Fürhang, in der Senfte oder im Wagen, Euch und eure Schönheit mißgünstig den Blicken der Welt entziehet? Wenn Ihr Euch, gleich jenen Bildsäulen Cybelens, in verschlossenen Heiligthümern herumtragen lasset, darfs Euch befremden, daß so mancher Anbether sich aus euerm Gefolge zurückzieht, um irgend einer Fußgängerin zu folgen, die zwar weniger glänzt, als Ihr, die aber doch sich sehen läßt? So wenigstens will es der antike Geschmack:

Cui sæpe immundo sacra conteritur via Socco.

Properz II. 23.

Auf den Kleiderschmuck kömmts nicht an. Was auch immer Putzmacher und Juwelirer einwenden mögen, weder durch Gold und Edelstein, noch durch Purpur und Seide erhebt sich die Dame zur Göttin; einzig und allein incessu patuit Dea, einzig durch den Gang; den Gang aber erschwert oder erleichtert der Schuh.

Wenn die Damen sich über den Schuh beklagen, so mögte ich ihnen zu bedenken geben, daß fürwahr die Schuld nicht an dem Schuster allein liegt. Wie allerwärts, so thun auch hier die Nebenumstände und das Benehmen sehr viel. Nicht entgieng dies dem großen römischen Kaiser August *). Eines Tages lief er

*) Plinius II. 7.

Gefahr, das Schlachtopfer eines kriegerischen Auflaufes zu werden, und zwar bloß darum, weil er am Morgen eher mit dem linken Fuß als mit dem rechten in den Pantoffel hineingeschlüpft war. Allzuweit indeß liegt außer meinem Gesichtskreise die Frage: Wie wichtig es für Europa sey, daß die Fürsten des festen Landes die Füße vielmehr in einheimische Schuhe stecken, als entweder in englische oder französische *). Wenig werden sich hierüber unsere schönen Damen bekümmern; allein auch in ihrem eigenen häuslichen Reiche, auch beym Spiegeltische, beym Theetische, in der Küche, im Speisezimmer hängt davon viel ab, wie sich die gnädigen Frauen und Fräuleins beschuhen. Wenn sie das einemal so heiter, das andremal so finster aussehen, wenn sie das einemal wie Furien mit dem Fuße stampfen und das andremal leicht, wie Grazien, hüpfen, so würde man sehr unbillig den Grund davon sogleich

---

*) Hierbey mache ich nur auf eine Stelle beym Aul. Gellius XIII. 20. aufmerksam, wo es als unanständig erklärt wird, daß sich römische Senatoren kleiner und kurzer gallischer Schuhe bedienen. In der zweyten Rede gegen den Antonius wirft diesem Cicero vor: Cum gallicis et lacerna cucurristi. Französische Schuhe also, in welchen man nach der französischen Pfeife tanzt, heissen in gutem altem Latein Gallicæ.

in phantastischem Eigensinne suchen. Nein, Ihr Herren Philosophen, der kluge Gemahl und die verschmizte Kammermagd wissen es besser. Bey der übeln Laune der Dame zischeln sie einander ins Ohr: „Heute zog Madame nicht den rechten Schuh an.“ Noch so gut indeß mag der Schuh seyn, immer noch kömmts auf das Anziehen an. Ob hierbey der alte Ehemann eben so geschickte Dienste thun werde, als ein junger Cicisbeo, hierüber entscheiden die Damen!

Noch melde ich Ihnen, daß mein Schwiegervater eine neue Art Pantoffeln für solche Weiber ausfindig macht, die ihre Männer gern unter dem Pantoffel fest halten. Noch ist er über ihre Einrichtung mit sich selbst nicht einig. Seine Ehehälfte schlägt eine schwere Sohle mit eisernen Schuhnägeln vor. Hierbey erinnere ich mich des Reuterstiefels, mit welchem Karl XII. Schweden regierte. Dagegen wendet scherzhaft mein junges Weib ein: Mit einem leichten, niedlichen Pantöffelgen reize man weniger zur Auflehnung, und man herrsche doch eben so unbeschränkt. Da ich selbst gleicher Weise unter dem Pantoffel sowohl der Mutter als der Tochter stehe, so würd' es mir freylich leicht seyn, hierüber eine Parallele zu ziehen: allein leicht auch würd' ichs mit beyden verderben, mit der alten und mit der jungen Regierung. Nein, unter dem

Preßzwange des Pantoffels darf man nicht Alles schreiben, was man fühlt oder denkt. Sie, mein Herr, sind frey und unabhängig, Sie leben ehelos; Sie, als Philosoph, haben nur Respekt für den Kopf, nicht für den Fuß; ohne Bedenken schreiben Sie über den Schuh, der den Ehemann, den Hausvater, den Regenten, das Volk drückt. Zum Schwiegervater kehr ich zurück: O ich fürchte, ich fürchte, wenn Sie nicht durch Empfehlung und Veredlung der Schusterkunst den nothleidenden Schustermeistern wieder auf die Beine helfen, ach, so bleibe manchem unter ihnen kein andrer Ausweg mehr übrig, als entweder ein Seher, wie Jakob Böhm, oder ein Poet, wie Hans Sachs, zu werden.

Da sich gewisse Leute so gerne vor andern auszeichnen, könnten sie es nicht dadurch thun, daß sie auf allen Vieren giengen? Anstatt eines Paars Schuhe, würden sie alsdenn bey meinem Schwiegervater zwey Paare bestellen.

Zu welchem Gipfel des Glückes ein niedlicher Schuh führen könne, beweiset (beym Aelian B. XIII. C. 33.) Rhodope! Während daß sie sich badete, trug ein Adler den einen von ihren Schuhen weg, und flog damit durch die Luft nach Memphis; hier ließ er ihn auf dem Gerichtsplatze in Psammetichs Schooß fallen.

Entzückt über die Schönheit vom Schuhe, ließ der König durch ganz Aegypten die Schöne aufsuchen, welcher der Schuh gehörte, und nach Ausforschung derselben heyrathete er sie. Doch ich fühl' es, zu einseitig hab ich mein großes Thema behandelt, und con amore häng ich nur an niedlichen Weiberschuhen. Um auch solide Gelehrte, Gelehrte von Profession zu befriedigen, verweis' ich sie auf den Reliquiensammler von alten Schuhen großer Gelehrter (in der Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 1803. Nro. 64).

Pantophil.

Beförderungsmittel der Schönheit.

Schöne Figuren giebt es, die weder lebhaft noch für lange anziehen; schön nur für's Auge, nicht für die Seele. Wenn unter der Gestalt eine schöne Seele durchschimmert, wie viel reizender wird nicht die schöne Gestalt, wie viel gefälliger nicht selbst eine weniger schöne! Wenn also zur Verschönerung des Cörpers die Verschönerung der Seele so ungemein viel beyträgt, warum, meine Damen, ziehn Sie beym Spiegeltische nicht eben so gern den Moralisten als den Haarkünstler und die Putzmacherin zu Rathe? Ach, ich armer

Moraliste, mit meiner alten verlegenen Waare, der Moral, komm' ich ganz aus der Mode! Um mich in bessere Umstände zu setzen, ergreif ich einen neuen einträglichern Handelszweig; ich verkaufe Rezepte zur Beförderung der Schönheit. Um sie en vogue zu bringen, sollt' ich sie als selten und kostbar, als geheimnißvoll und wunderthätig anpreisen, leider bin ich zum Marktschreyer verdorben; ich sollte von dem glücklichen Erfolge meiner Operationen Beyspiele und Zeugnisse der Tongeberinnen vorlegen, leider aber, meine schönen gnädigen Damen, verdrängen bey Ihrem Spiegeltische den armen schüchternen Moralisten seine geschwornen Feinde, der Likeurkrämer und Friseur, der Stutzer und Schneider.

Auf Gerathewohl leg ich etwas von meinem Kram aus: O daß mir nicht sogleich ein gelehrtes, vornehmes Kunstwort Empfehlung verschaft! Ja, glücklicher Weise noch fällt es mir ein; Plutarchs göttliches Salz *). Schmeichelhaft, sagt der ehrwürdige Weise, ist für eine Schöne und selbst für die Göttin der Schönheit das Beywort einer Gesalzenen. Eine Schöne kann Lukrez nicht höher loben, als wenn er von ihr

*) Nach Amyot in den propos de table L. V. Quest. 10. Th. II. S. 279.

sagt: sie sey lauter Salz, tota merum Sal. Ein geistloses Mädchen glaubt Catull nicht stärker beschimpfen zu können, als wenn er ihr vorwirft: im ganzen grossen Cörper habe sie von Salze nicht das kleinste Korn, nulla in tam magno corpore est mica salis. So wie das irdische Salz vor Fäulniß, so verwahrt Plutarchs überirdisches geistiges Salz vor Faulheit; es unterhält das Leben und pflanzt es auch fort. Nirgendwo aber findet man es so rein und so wunderthätig als in dem Innern der Menschennatur, indeß freylich erst unter Luft und Bewegung verbreitet es sich mit belebendem, verschönerndem Geiste auch über die äussern Theile. Unter Bewegung, sag ich, aber ja nicht unter gewaltsamer, wie z. B. unter heftigem Walzen oder stürmischem Auffahren. Behüte! So wie jedes Heilmittel, wenn es im Uebermaaß oder zur Unzeit gebraucht wird, so wird beym Uebermaaß auch dieses verderblich; in Kurzem frißt das zu stark ausschwitzende Salz die letzte Blüthe der Schönheit hinweg. Nein, Plutarchs Venus ist freylich gesalzen, nur nicht versalzen; weder mit giftiger Zunge sticht sie, noch schlägt sie mit der Hand um sich. Nur unter bescheidener harmonischer Bewegung schwitzen Sie, meine Damen, wohlthätiges Salz aus, und, wie der Morgenthau die Rose, verschönert es Sie. Wirklich auch heißt es mit Recht Lebens- und Schönheitsthau.

Ein anderes Beförderungsmittel der Schönheit sind gewisse magische Blätter. Sie wissen, meine Damen, daß es öfters nur auf ein Haarbreit ankömmt, und dieselbe Bewegung und Stellung, dasselbe Lächeln und Liebäugeln werden entweder zurückstoßen oder anziehen. Die unmerkbaren Punkten und Linien, wo sich Schönheit von Häßlichkeit scheidet, treffen ganz sicher nur Geist und Gefühl. Sind also zur Verschönerung der Schönheit nicht auch Geist und Gefühl beynahe eben so wirksam als Essenzen, Oele, Pomaden? Ja wohl, ein Geschenk der Natur sind sie, darum aber dienen zu ihrer Schärfung und Erhöhung nichts desto weniger mancherley Arcana. Unter diesen empfehl' ich vorzüglich die eben erwähnten magischen Blätter, Apolls Blätter. Nicht in jeder Apothek findet man sie ganz unvermischt oder ächt. Nehmen Sie sich in Acht, meine Damen, unter dem Namen dieser Blätter verkauft man wohl auch Bella Donna und andere Kräuter, die zwar buntfarbigt glänzen, aber entweder Schlafsucht oder Convulsionen hervorbringen. Aecht, rein und kräftig findet man die Blätter nur bey Apolls geheimsten Vertrauten. Auch bey den ächten Blättern indeß hängt Alles von dem gehörigen Gebrauch ab; sie dürfen ja nicht in den ersten Gängen kleben bleiben; bis ins Innere des Herzens muß ihr Geist kein-

dringen, widrigenfalls verursachen sie Krämpfe und Blähungen.

Unter so vielen andern Verschönerungsmitteln erwähne ich noch, als eines köstlichen Arkans, des so geheissenen gefälligen Humours. Ich weiß es, daß manche Dame, um sich zu verschönern, wohl auch ein widriges Mittel nicht ausschlägt. Geradezu also darf ich es sagen, daß mein Mittel nur in so fern wirksam seyn wird, in wiefern sich die Dame entschliessen kann, sich aus dem vielfarbigten Dunstkreise der Tändeleyen und Liebkosungen in die stillen Schatten der Weisheit zu versetzen. Die Kur, die sie in der Einsamkeit braucht, besteht aus einer Mischung von geistigen Honig- und Milchtropfen, die eben so, wie jenes Salz, aus dem Innern der Seele hervorquellen, jedoch freylich unter Wegscheidung des caput mortuum. Dieses caput mortuum heißt man Egoismus; die Milch- und Honigtropfen sind Herzensgüte und Bescheidenheit. Nota Bene, ganz fehl schlägt die Kur, wenn man sich verfälschter, unlauterer Tropfen, bloß erkünstelter Bescheidenheit und Güte bedient. Anstatt der heitern, gefälligen Mine, entsteht alsdenn schales Lächeln oder frömmelndes Maulhängen. Wofern hingegen die Ingredienzien wirklich rein und aus dem Innersten des Herzens geschöpft sind, so vertreibt eine

solche Tinktur gleicher Weise sowohl Uebermuth als Unmuth. Hiebey darf ich nicht unbemerkt lassen, daß eine durch dieses Mittel unterhaltene Schönheit theils weit leichter sich vor Runzeln verwahrt, theils weit weniger Gefahren und Anfechtungen bloß gestellt ist. Nur gewöhnliche Schönheit, ohne Bescheidenheit und Güte, giebt sich wechselweise der Verführung und Tadelsucht Preiß.

Zum Beschlusse mögte ich gerne noch auch darauf aufmerksam machen, was für die Schönheit am nachtheiligsten ist: Auf der einen Seite eitele Phantasieen und die Schwierigkeiten bey ihrer Befriedigung, auf der andern Seite Mangel an Ordnung, und die daher entstehenden Verdrießlichkeiten und Unruhen. Allein ich fürchte, die Damen entdecken hinter dem neuen Galanteriehändler den alten Moralisten; demüthig wend' ich mich nach der Thüre.

Neu Böozien.

Lange ist es, daß ich des Vergnügens Ihnen zu schreiben beraubt war. Wirklich mangelten mir Feder und Dinte. Eben nicht, daß ich in einen Kerker eingeschlossen gewesen; aber das Volk, unter dem ich mich

seit einiger Zeit aufhielt, weiß durchaus nichts, weder vom Schreiben und Lesen, noch überhaupt von auswärtigem Verkehre. Darum ist es gleichwohl nicht weniger glücklich. Der Boden, den es bewohnt, bringt, wie in dem goldenen Alter, freywillig alle Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens hervor. Losgetrennt von der ganzen übrigen Welt, sieht dieses Volk auf himmelthürmenden Gebirgen frey und sorglos umher; nicht im Geringsten bekümmert es sich in seinem höhern, reinen Himmel um die Stürme dort unten; nicht im Geringsten weder um die Landung an Englands Küsten, noch um die Verbreitung der Kriegesflammen über den Continent, noch um Bonaparte's Kaiserkrönung in Rom. Ein Volk also von ächten Philosophen ist es; ein Volk, in dessen Schooße das Ideal des Naturstandes realisirt ist; ein nomadisches, ganz unabhängiges, uraltes, ewiges Volk. Seit dem grauen Alterthum, wo unter der Gestalt von Europens Stiere der Gott der Götter so hoch beseligt war, lebt es immerfort unter derselben Verfassung. Gerade dadurch beweißt sie sich als die beßte, daß sie nicht, wie z. B. die fränkische und andere europäische Verfassungen, so oft reformirt werden muß, sondern von Geschlecht zu Geschlechte unveränderlich fortdaurt. Auch geniest dieses Volk jenen wahren ewigen Frieden,

den Kant und Saint-Pierre, ach, so ganz ohne Erfolg predigten. Wie schön und ehrwürdig die Sitten dieses Volkes seyn müßen, können Sie daraus schliessen, daß sie sich seit langen Jahrhunderten unvermischt in der ursprünglichen Reinheit fortpflanzen. Wie sollten hier Irthum und Laster und Luxus und selbstsüchtige Leidenschaften einwurzeln? Hier giebt es weder Eigenthum, noch eingebildete Bedürfnisse, noch erkünstelte Vervollkommnung; eben darum giebt es hier weder Richterstühle noch Canzeln oder Cathedern. Eigentliche Freyheit und Gleichheit giebt es nur hier; hier giebt es völlige und unbedingte Gemeinschaft der Güter; nicht eine Gemeinschaft der Güter, wie z. B. unter den Essenern, oder unter den ersten Christen, oder unter den jesuitischen Provinzen von Paraguay, oder unter Zinzendorfs Colonieen; auch nicht eine platonische oder spartanische, sondern eine alt- und ächtsaturnische *). Keinesweges auf Verbreitung der Cultur und Aufklärung, die doch so leicht ausarten, zielt hier der gesellschaftliche Vertrag; einzig und ausschlies-

*) Italiæ cultores primi Aborigines fuere, quorum rex Saturnus tantæ justitiæ fuisse traditur, ut neque servierit sub illo quisquam, neque quicquam privatæ rei habuerit. Justin B. XLIII. C. 1.

send beschränkt er sich auf gemeinschaftliche Behauptung der Sicherheit. Wenn sich die Einwohner zuweilen vereinigen, so geschiehts entweder beym Sturme der Elemente oder beym freylich seltenen Ueberfall irgend eines auswärtigen Feindes. Im ersten Falle treten sie unter gemeinschaftlichem Obdache zusammen, um sich durch Theilnehmung das Ungemach zu erleichtern; im letztern Falle beobachten sie eine sonderbare Kriegskunst; sie treten in einen Kreis, dicht in einander, den Rücken einwärts gekehrt; so erwarten sie mit aufgepflanzten Mordinstrumenten den Angriff. Weichen muß der Feind oder sterben. Capitulationen oder Friedens-Congresse haben nicht Statt; nur als Zunder zu neuen Kriegen betrachtet man sie. Eroberungen verschmäht ein Volk, das sich in seinem alten Gebiete glücklich genug fühlt.

Ob dieses Volk einen Cultus habe, und wie er beschaffen sey, kann ich wegen Unkunde der Sprache so genau nicht bestimmen. Ohne Zweifel sehr alt ist die böotische Sprache; reich ist sie nicht, noch weniger kunstreich, aber musikalisch und ganz Natursprache. So viel kann ich versichern, daß man im ganzen Lande weder Tempel noch Priester gewahr wird. Hieraus aber folget noch nicht, daß auch dieses Volk von jener traurigen Philosophie angesteckt sey, die nichts von

Geisterlehre weiß, sondern alles auf blinden Instinkt zurückführt. Denken die Neubóozier über die Gottesverehrung nicht vielleicht eben so, wie z. B. die alten Germanier *)? Immer bemerkenswerth ist's, daß sie jeden Morgen unter einer Art von Hymnen laút und feyerlich die aufgehende Sonne begrüßen. Ob sie bey dem sabäischen Sonnendienste stehen bleiben, oder ob sie der Anbruch des Morgens zu noch höhern Empfindungen beseele, entscheide ich nicht. Ueberhaupt scheint ihr Genie mehr Energie als Grazie zu haben. Gleich den neuern Barden haben sie Alles der Natur, nichts der Kunst zu danken; in ihrer lyrischen Poesie verrathen sie einige Verwandtschaft mit mehrern von den neuen Bardiets. Wie sollte man unter ihnen Urbanität und Verfeinerung suchen? Nur selten treten sie in Gesellschaft zusammen; zuweilen belustigen sie sich auf brittische Manier mit Boxen; zuweilen spielen sie ganz sonderbare Conzerte. Hin und her im Thal und auf der Höhe zerstreut, erheben sie in pindarischen Chören,

---

*) Nec cohibere parietibus Deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine coelestium arbitrantur; lucos ac nemora consecrant, Deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident. Tacit. de morib. Germ. IX. 3.

Strophen und Antistrophen ein melodisches Gejauchz; lieblicher klingt es, mit dem Silberklange so vieler Glöckgen gemischt, womit der Sängerinnen Hals geschmückt ist. Einmal genoß ich des Glückes, an ihrer Nachtfeyer Antheil zu nehmen. Umsonst versuch' ichs, ihre prachtvollen Ranelaghs und Vauxhalls zu schildern. Der Boden ist mit grünen, reich gestickten Tapeten bekleidet; unendlich kunstreicher und weicher, als keine in dem Serail des größten morgenländischen Sultans; so wunderbar und fein ist das Geweb, daß es keine Menschenhand oder Kunst auch nur von Ferne nachahmen kann. Rund um sprudeln auf dem unermeßnen Amphitheater aus Marmorklippen und Crystallbecken erfrischende Getränke; rund um verbreiten sich balsamische Wohlgerüche; rund um schimmern über dem hohen Gewölbe tausend goldene Leuchter. Uebrigens versichere ich Sie, daß bey diesen nächtlichen Mysterien der keusche Anstand nicht im Geringsten verletzt wird. Unter die eben so ehrwürdigen als liebenswürdigen Matronen stiehlt sich kein noch so unternehmender Clodius.

So glücklich der Zustand des schönen Geschlechtes ist, so wenig ist es der Zustand des männlichen. Hier ist das Paradies der Weiber, hier die Hölle der Männer; hier rächet sich an der männlichen Stärke die

weibliche Schwäche; weit triumphirender, als sonst nirgends, siegt hier über den Trotz des Mannes die Schlauheit des Weibes. Wenn anderswo der Barbar das Weib zur Dienstmagd erniedrigt, wenn selbst der edlere Grieche die Frauen und Töchter in ein Gynäceum verschließt, so ists hier das Weib, dem es gelingt, den Mann einzusperren und zum angeketteten Hausthiere zu machen. Die Tyranney und die Ungezogenheit der Männer war ehmals so hoch gestiegen, daß die Weiber mit Aufopferung gegenseitiger Eifersucht die blutigste Verschwörung anzettelten. Sie trafen die Abrede, — welch ein fürchterliches memento mori! — unter sehr wenig Ausnahme die Männer durch ihre Wächter, wo nicht tödten, doch entmannen zu lassen. Freylich ein sehr barbarischer Einfall, aber vielleicht doch nicht barbarischer, als wenn der heilige Vater und die Cardinäle in Rom das Gleiche thun, bloß um in der Oper eine unnatürliche, geschlechtlose Singstimme zu hören. Bey den Boozierinnen herrscht doch immer noch eine vernünftigere Absicht. Sie sahen nämlich, daß die armen Weiber gleich übel besorgt sind, die Männer mögen sich mit ihnen zu viel oder zu wenig beschäftigen, sie mögen zu galant oder zu grob seyn, es möge nun eine einzige Dame allein in zahlreichem Männerkreise den Vorsitz führen, oder im

Weiberkreise nur Ein Mann. In jenem Falle, wenn zuviel Wetteifer herrscht, wie leicht werden nicht die Männer kriechend und tändelhaft? In diesem Falle, wie bald macht nicht Mangel an Wetteifer den Sultan stumpf, unachtsam, gebieterisch? Wenn sie bey allzu großer Menge einander im Wege stehen, so erheben sich zwischen ihnen Duelle; sind ihrer zu wenig, so erheben sich Feindseligkeiten zwischen den Weibern. Mehrere von diesen bleiben ganz aller männlichen Aufwart beraubt; voll Mißgunst und Eifersucht belauren sie die vorgezogenen Mitschwestern; sie verwunden diese aus dem Hinterhalte mit dem Pfeile der Tadelsucht. Alles Unheil, schrie die Thalestris des neuen Amazonengeschlechtes, kömmt von den Männern; laßt uns diese verbannen; zugleich mit ihnen verbannen wir weibliche Eitelkeit, Modesucht, Eifersucht; durchgängig verbreiten wird Ordnung, Ruhe, Frieden, Einfalt der Sitten; wir erheben uns aus Dienstmägden zu Gebieterinnen, aus Götzen zu Göttinnen. Ganz können wir freylich die Männer nicht missen, allein, um sie zu bändigen, vermindern wir ihre Anzahl. Daß uns ja nicht übel angewandtes Erbarmen, kindische Empfindeley, oder läppische Gefallsucht und Liebeley hintergehen! Alles opfern wir der herrschenden Leidenschaft auf; Regiersucht ist die herrschende Leidenschaft des weiblichen Geschlechtes.

Unter Freudengejauchz billigte man den Vorschlag; von diesem Augenblick an karteten es die Damen mit ihren Wärtern so, daß die armen Männer den weit größern Theil des Jahres in engem Kerker eingesperrt wurden. Zum Andenken dieser Staatsrevolution führt man alljährlich hundert und hundert Hekatomben von theils noch zarten Jungen, theils wohlgemästeten Alten über die Grenze, als Söhnopfer für das Heil der Böozierinnen. Die wenigen übrigen erkaufen das Leben für ihre Freyheit. Freyheit darf man ihnen nicht gestatten. So bald sie nämlich loskommen, gleichen sie wilden Bootsleuten; sehr ungezogen sind sie im Umgange mit Weibern; sie wissen nichts von den Artigkeiten unserer luftigen Jünglinge oder von jener Galanterie, der Maske der Liebe; eben so wenig schränken sie sich auf bloß platonische Sympathieen. Eingesperrt hingegen, vertreiben sie sich die Zeit mit lauten Elegien oder Liebesklagen, deren melancholische Melodie die in der Nähe hin und her schweifenden Schönen weniger rührt als belustigt. So schmachten sie das lange Jahr durch, gleich verzauberten irrenden Rittern, von irgend einer mächtigen Fee in die dunkle Höhle gebannt. Nur selten wird ihre sterbende Sehnsucht befriedigt; nie aber, als unter der Leibwache der Wärter, um von diesen sogleich nach dem flüchtigen Genusse

wieder in das Gefängniß zurückgeführt zu werden. Man wende nicht ein, daß unter solcher Beschränkung, daß unter Wegräumung der Prologen und Proscenien, den vorbereitenden und begleitenden Dialogen der Actus bloß an sich allein, theils zu flüchtig und kurz, theils zu wenig interessant sey: Wenn unsere Böozierinnen, unter Verwerfung aller eiteln Verzierungen, sich bey dem Liebesgenusse bloß auf den Naturtrieb, als das Hauptwesen, beschränken, so thun sie es nicht ohne sehr ehrwürdige Autorität; hierin nämlich befolgen sie die Grundsätze der ältern und neuern Cyniker, eines Diogenes, Büffons, Helvetius; glücklich vereinigen sie den gedoppelten Genuß sowohl des Liebesspieles als der Unabhängigkeit; ohne einige Fürsorge oder Achtsamkeit weder für den Gatten noch für die Kinder leben sie eben so frey, als die freysten Weltdamen; eben so wenig als solche bekümmern sie sich um die Familie und Wirthschaft; auch ihre Bestimmung ist Zeitvertreib. Von unsern Damen indeß unterscheiden sie sich dadurch, daß sie keinen andern Schmuck kennen, als die angeschaffene Schönheit. Weder Seide noch Gold, weder Geburt noch Titel geben hier Vorrang, oder reizen die Mißgunst. Weit weniger noch als die Morgenländerinnen ändern sie den Anzug; ganz frey sind sie von der Herrschaft der Mode; seit Jahrtausenden

unterscheiden sich die Enkelinnen in Nichts von den Urmüttern. So ziemlich gleicht zwar ihr gehörnter Hauptschmuck dem Hauptschmucke unserer Schauspielerinnen neben und auf dem Theater: Wie sehr aber ist nicht bey ihnen alles Natur? Wie frey und ungezwungen der Haarschweif, der bis zum Schenkel hinablanget? Wie kräftig der Nacken? Wie voll und offen das junonische Auge? Wie weich und schön befleckt die Bekleidung? Wenn aus ihren Gebehrden und Minen ganz außerordentliche Seelenruhe hervorleuchtet, so danken sie die selige Ruhe dem äußerst seltenen Umgange und Anblicke der Männer. An innerer Zufriedenheit und Reinheit des Herzens gleichen sie ganz ihren Mitschwestern an den Ufern des Indus und Ganges; dabey aber sind sie unendlich bescheidener; sie glauben nicht, daß es zu unserm glücklichen Uebergange aus diesem Leben in das zukünftige unbedingt nothwendig sey, beym letzten Athemzuge noch von ihnen getauft und durch die Seelenwanderung in ihr Eingeweide aufgenommen zu werden *); so bescheiden sind sie, daß es ihnen nie in den Sinn fällt, wie höchst wohlthätig ihre Existenz und ihr Einfluß für das ganze Menschenge-

---

*) Laffiteau Moeurs des Sauvages. Th. I. S. 411. in 4to.

schlecht ist. Ohne ihre Unterstützung nämlich müßten Millionen Sterbliche entweder verhungern oder doch weit mühseliger leben. Sie selbst hingegen leben äusserst einfach; sie beschränken sich auf die Bedürfnisse der Natur.

Gar allen und jeden fremden Dienst können freylich auch sie nicht entbehren. Auch sie haben Sklaven; die Anzahl derselben aber ist sehr klein. Wenn z. B. in St. Domingo unter 300,000 Menschen nur der zehnte Theil weiß, oder, welches bisher daselbst Eins ist, frey ist, so ists hier gerade umgekehrt. Auf jeden Stamm von Böözien kömmt nicht mehr als Ein Sklave. Dieser aber ist niemals, wie unter den übrigen Völkern der Erde, von gleicher Gattung und Raçe mit den Gebietern. Wie sie die Sklaven fangen oder anwerben, entdeckte ich nicht; nur so viel weiß ich, daß sie keine Andern annehmen, als freywillige, und daß sie ihnen jeden Dienst reichlich vergelten. Wie unendlich gelinder behandeln sie nicht ihre Wärter, als z. B. die Spartaner ihre Heloten, oder die Weissen in Amerika die Negern! Warum so gern und freywillig sind hier die Sklaven den Gebietern unterthan? Jene bezahlen diesen weder Kopfgeld noch Grund- oder Vermögensteuer; sie werden von ihnen nicht zum Kriegesdienste über die Grenze geschleppt; sie werden nicht

jede Woche durch neue Proklamationen beunruhigt.
So wie anderswo der Herr an dem Unterthan saugt, so saugt hier dieser an jenem; so wie anderswo der Herr sich in metaphorischem Sinne von dem Schweiße des Unterthans nährt, so nährt sich hier im buchstäblichen Sinne der Knecht von dem Schweiße der Herrschaft. Wirklich mit Wohlbehagen läßt es diese geschehen, daß jeden Morgen und Abend der Wärter zu wiederholten Malen mit den Händen sanft zwischen ihren Hüften hin und her fährt. Vermuthlich ist dieß ein ähnliches wollüstiges Spiel mit demjenigen, welches Chardin bey den Persianern und le Gentil bey den Indianern beobachtete; sie nennen es l'art de masser; es besteht in einer Art von magnetischer Berührung, die aber freylich weder Somnambulismen noch Visionen, hingegen einen balsamischen Schweiß, oder, wenn man will, Nektar von unschätzbarem Werthe hervorbringt.

Doch wozu so viel räthselhafte Worte, um Ihnen zu sagen, daß ich seit etwas Zeit nicht unter den Menschen gelebt habe, sondern unter Viehheerden auf den Alpen!

Sterbelager des Würmchens *).

Während daß das Würmchen sich traurig in sein Leichengeweb einzuhüllen beginnt, seufzt es: O wie dunkel und eng ist nicht der Kreis unsers Daseyns, o wie kurz und gleichwohl so voll von Beschwerlichkeiten und Sorgen der Weg von der Geburt zur Verwesung! Mühselig durchbohren wir zur Fristung des Lebens den Ast des Laubblattes; sehr bald wird er für uns zu hart, und alsdann bedroht uns der Hungertod; öfters auch vertilgt in einem Nu ganze Würmergenerationen der Würgengel, oder soll ich sagen das Ungeheuer, ein Dämon der Hölle? das furchtbare Lamm, die Weltenfressende Ziege. Und wozu gabst du, geheimnißvolle Natur, dem Würmchen das lästige Daseyn? Was für ein Wesen bist du, wenn du mich zur Qual schufst, zum Spiel und Zeitvertreibe für dich?

Während der Wehklagen naht sich dem Sterbenden in schwarzhaarigter Kutte ein Bruder, der ihm unter den Todeskämpfen beysteht: Vergilt, sagt der Ehrwürdige, der Mutter Natur das Lebensgeschenke nicht mit Undank! Hier unten in der Würmerwelt erwarten wir noch nicht die letzte Vollendung; hier unten befinden

---

*) Vermehrte Ausgabe.

wir uns in einer Schule der Uebung und Prüfung. O des stolzen Wurmes! Ja wohl, umspannt er die ganze große Weltkugel der Erdscholle, ja wohl, rund um den unermessenen Ozean der Regen- und Thautropfen windet er sich, darum aber kennt er lange noch nicht alle Aeonen und Regionen, durch die er bereits schon gegangen, oder durch die er künftig noch gehen wird. Was wissen wir arme sterbliche Würmerchen? Vielleicht zur Strafe verwandelt uns die Allgerechte und Allweise in die armselige Würmergestalt, und stürzt uns hinab in der Finsterniß Reich; ja, zur Strafe für unsern Uebermuth und Aufruhr stürzt sie uns, vormals am hohen Himmel leuchtende Sterne, hinab in die Nacht der Verdammniß, und einst wieder, wenn wir in Geduld und Demuth ausharren, ruft sie uns aus der Grabesnacht zurück unter das Sternengewölbe. Oder auch hier auf unserer Erdscholle befinden wir uns vielleicht erst an der Schwelle des Lebens, gleichsam nur in der Vorbereitung, nur unter den Vorübungen zum Leben. Warum nicht voll Vertrauen auf die eben so wohl erhaltende als schaffende Kraft der Natur sollten wir uns in die Todesfaden einspinnen? Verklärt werden wir aus dem Grabe hervorgehen, zu höherm Lebensgenusse; zu einem Genusse, der den kühnsten Schwung der Würmer-Imagination weit

übersteigt. Hienieden sind wir blind, dort oben entfalten sich unsere Organe zum Anblicke der Lichtwelt; hienieden leben wir ohne Begattung und Fortpflanzung, als Eremiten, dort oben vereinigen wir uns in dem Schooße schöpferischer Liebe; hienieden beschränkt sich unser Futer auf das Geäder grober Gewächse, dort oben begeistert uns der Nektar des Blumenkelchs; hienieden kriechen wir unter borstigem Pelze am Boden, dort oben erheben wir uns mit glänzenden Flügeln hoch in den reinern Aether.

Bitter entgegnet der Sterbende: Ja, behaglich wiegt so der Glückliche den Elenden in Schlummer; so täuscht er durch Traumbilder das Schmerzensgefühl: Du Hochgelahrter, Hochehrwürdiger, welchen Begriff macht sich hienieden der Wurm von dem hohen Flug in den Aether? Brüderchen, unterbricht ihn der Bruder, gesetzt auch, daß unser Begriff von der Zukunft noch so dunkel und beschränkt sey, immer doch mit Zuversicht erwarten wir eine bessere Zukunft. Mit Zuversicht, frägt jener; und wer also wird uns aus Tod und Grabe hervorrufen; wer ist uns für unsere Wiedererweckung Bürge? Hierauf der Tröster: Bürge ist uns ein höheres Orakel. — Ob aber ein zuverläßiges, ein sicheres? — Ja, das Orakel des Papillons. Er ist der Engel des Himmels, der vor uns das Hei-

ligthum der Unsterblichkeit aufschließt; eben so freundlich als majestätvoll steigt er, zugleich Erdenwurm und beflügelter Luftseegler, zu uns herab, mit der hoch erfreuenden Bottschaft: Wie du, war vormals ein kriechender Wurm auch der emporfliegende Papillon; wie dieser, erhebst auch du dich zum befiederten Bürger der Luft. Und worauf, entgegnet der Zweifler, gründet sich seine hohe Offenbarung? Ist eine solche Offenbarung wohl möglich, und, wenn auch, wie unterscheidest du von der falschen die wahre? Würmer giebt es, die in ihrer eignen Gegenwart den Papillon sich haben aus der Leichenhülle loswinden sehen. Sind wir aber sicher, daß sie weder betrogen noch Betrieger gewesen? Sind ihre Beweise und Zeugnisse gültig; verlieren im langen Laufe der Zeit ihre Aussagen nicht endlich die Glaubwürdigkeit? — O des Zweiflers, des Ungläubigen! Wenn ich auf das Zeugniß eines eben so einsichtsvollen als wohlmeynenden Papillons annehme, daß wir im Grabe zum Tage der Auferstehung reifen, so frägst du: ob es möglich sey; du frägst, wie es zugehe. Wie vieles ist möglich, wie vieles geschieht, wovon der Wurm nicht die leiseste Vorahnung hat! Erst dort oben lebt er im Lichte hellerer Erkenntniß; hier unten im Glauben an den Papillon, im Glauben an die Natur und an Vervollkommnung. Freund, Wunder und

Geheimniß verschmähst du, ist aber nicht alles Geheimniß und Wunder, ists nicht deine Geburt, dein Daseyn?

Während solcher Betrachtungen über Tod und Auferstehung war mit seinem Leichengewebe der Sterbende fertig geworden. Auf Wiedersehen also, seufzt er im letzten Athemzuge; er kehrt sich um, indem er sich in der selbstgewobenen Leichenhülle mit einwärts gekrümmtem Kopf aufhängt: Ruhe dem Entschlafenen; einst frohe Wiedererweckung!

Ach, wer von uns Allen wird dem gleichen Schicksale entgehen? So beginnt in der Versammlung des Würmervolkes sein Bossuet das Eloge funèbre. Würdiger Enkel und Erbe großer Helden war der Verstorbene; aus dem Moder und Staube der Tell und Winkelriede giengen seine Voraltern hervor; durch Muth und Entschlossenheit zeichnete sich auch Er aus. Ewige Denkmäler seiner Kraft und Geduld sind rund um uns her so manche labyrinthische Gänge, die er ausgehölt, so manche Laubblätter, die er unter unermüdlicher Anstrengung durchbohrt hat. Gesegnet sey uns und der spätern Nachwelt sein Andenken. Wie oft nicht der Retter unsers Volkes war er? Unvergeßlich bleibts uns, wie er mit der Schlauheit eines Ulysses uns bald vor der Haue jenes Ungeheuers, des Gärtners, verwahrt,

bald aus der Höhle der Cyklopischen Eule triumphirend herausgeführt hat. — Noch nicht zu Ende ist der Redner mit Herzählung der Verdienste des Hochseligen, als plötzlich über diese Würmerwelt der jüngste und letzte Tag einbricht. Gerichtsengel ist ein unbarmherziger Junge. Die ganze kleine Welt faßt er zwischen beyde Hände, und wirft sie in den Abgrund der Hölle, in die Finsterniß eines Keffigts, zum Fraße für die Nachtigall. Indem die armen Würmer winseln und sich krümmen, indem jeder den andern frägt, um welcher Sünden willen über sie so schwere Strafgerichte verhängt seyen, erhebt sich unter ihnen jener fromme und hocherleuchtende Lehrer, der erst noch durch so erbauliche Trostreden sein Brüdergen in den Todesschlummer einwiegte: Was uns begegnet, sagt er, ist kein Strafgericht; unvermeidliches Schicksal aller Naturen ist es. Was dem Einen Schmerz ist, dient dem Andern zur Lust; der Tod des Einen unterhält das Leben des Andern. Wie? darüber beklagt Ihr Euch, daß Ihr leidet und sterbet: Wie viel weniger Freuden, wie viel weniger Leben gäb es in dem unermessenen Weltall, ohne so viel Leiden und Tod? Die Mücke dient der Spinne zum Gastmale, die Spinne der Schwalbe, die Schwalbe dem Habicht, der Moder und Staub des Menschen uns Würmern. Wie? Und wir allein wollen privilegirt

seyn; wir allein uns dem allgemeinen Tribute entziehen! Nein, gelassen unterwerfen auch wir uns dem Loose, das ohne Ausnahme Jeden trift, den Wohl- und Hochgebornen, wie jeden Gebornen. Ohnehin nur vorübergehend sind ja die Leiden; sie schattiren und erhöhen die Freuden; ohnehin süß ist's, für das Universum, das gemeinschaftliche Vaterland sterben; ohnehin stirbt im Grunde von allen lebendigen Wesen nicht Eines; nur die äußere Hülle streifen wir ab. Beherzt denn, Brüder! Nach Zernagung unserer gröbern Haut, erheben sich unter feinerer Luft- und Lichthülle, verklärt, die Seelchen der Würmer; beherzt, Brüder! Klar und deutlich sehen wir alsdenn es ein, daß, indem uns die Nachtigall aufzehrte, sie es gut mit uns meynte. Nur dem Instinkte folgt sie, den ihr die Mutter Natur, die gleicher Weise uns Alle mit Liebe umfängt, aus wohlthätigen Absichten mitgetheilt hat. Heil uns Würmern! Wie glücklich nicht sind wir? Auch wir beschränken uns nicht auf uns selbst; auch wir verbreiten Heil und Glückseligkeit. — Mitten unter den hohen Betrachtungen sterben die guten Würmer als Opfer der Nachtigall. Nein, ohne Verdienst, ohne seligen Einfluß ist ihr Opfertod nicht. Den guten Würmern dankest du's, göttlicher Dichter, daß du das Herz der Schönen zu zärtlichern Empfin-

dungen stimmest; so wie sie deine Gesänge begeistern, so begeistert dich der Nachtigall Lied; reizender aber singt diese nach dem Opferschmause von Würmern.

Der Liebhaber von drey Schwestern.

Noch so arge mag man es deuten, aufrichtig bereu' ich es nun, daß ich mein ganzes Herz ausschliessend nur Einer Geliebten allein hatte hingeben wollen: Nimm dich in Acht, sagte der Vater, als ich mich um eine von seinen drey Töchtern bewarb, unzertrennt sind sie; liebenswürdig ist jede, aber, ohne die andern, erfüllt keine ganz die Sehnsucht deiner Seele; keine ganz und allseitig die unaufhörliche Regsamkeit aller deiner Fähigkeiten und Empfindungen; nimm dich in Acht, nur unter schwesterlicher Vereinigung, und nur im Schooße des Vaters gewähren sie dir wahre, volle Beseligung. Für mich war die Warnung zu unverständlich und hoch. Wenig achtete ich weder auf den Vater noch auf die andern Schwestern; mit ganzer Seele hieng ich ausschliessend nur an der mittlern, der Gegenwart. So hoch fühlte ich mich in ihrem Anschaun beglückt, daß ich in aller Welt nur sie sah. Jeden Tag bezauberte sie mich unter immer neuer

Gestalt, und sorglos genoß ich an ihrer Seite das Leben. Welch ein Leben! Mir schien es unterm Genusse kurz, wie ein Augenblick, und beym ungestörten Genusse endlos, wie die Ewigkeit. Warum auch wurde ich der ersten Geliebten untreu? Unvermerkt verlor sie in meinen Augen den Reiz der Neuheit; unvermerkt erregte sie bey mir bald Ueberdruß, bald Mißtraun. Verlassen werden wir uns; so drohten wechselweise sie mir und hinwieder ich ihr. Nicht ich bin gegen dich treulos, sagte Jedes zum Andern, gegen mich bist du's! Wie gewöhnlich, warf Jedes die Schuld nur auf das Andere, und Keines war von Schuld frey. Während daß die Flatterhafte den Blick nach jüngern Liebhabern hinwarf, warf ich den meinigen auf ihre Schwestern, bald auf die Vergangenheit, bald auf die Zukunft. Bey reiferm Alter wählte ich mir zur Geliebten die letztere. Wechselweise zeigte sie sich bald spröde, bald buhlerisch; wechselweise schreckte sie mich durch Gewölk um die Stirne und sie ermunterte mich durch lächelnden Lichtstrahl im Auge. Ha, der Zauberin! Beynahe immer nahte sie sich in derjenigen Gestalt, von der sie wußte, daß sie für mich die gefälligste war; ach, unter boshaftem Muthwillen verschwand sie dann wieder, wenn ich glaubte, sie fest im Arme zu halten. Um sie zu gewinnen, waren mir

keine Liebes- und Ritterproben, keine Opfer zu schwer. Je weniger ich, so lang ich an der Hand der Gegenwart glücklich zu seyn träumte, mich um die Gunst der Zukunft bekümmerte, um so viel bitterer rächte sich diese an mir durch unerbittliche Grausamkeit. So zahllos ist die Anzahl der irrenden Ritter, die ihr dienen, und so toll ihre Schwärmerey, daß es für sie, die sich so schmiegsam stellt, und doch so unbiegsam wird, eitel Spiel und Scherz ist, wenn sie ihr zu lieb die Anbeter unterm Kampfe mit Riesen, Ungeheuern und Windmühlen hinstürzen sieht. Wechselweise riß sie mich ungestüm vorwärts und stieß mich höhnisch zurück. Muthlos rettete ich mich in den Arm der ältern Schwester, der Vergangenheit. Weniger als die andern täuscht, weniger verspricht sie; freylich auch hat sie weniger Reiz, Reiz aber doch immer für denjenigen, der auf sie mit reinem unverdorbenem Herzen zurücksehen kann. Nicht ohne Wehmuth, jedoch nicht ohne süße Wehmuth seh ich auf sie zurück. Gleich jener Cäsonia, gleich der Diana von Poitiers, der Ninon, der Fitz-Herbert, bleibt sie auch als verblichene Schönheit doch immer noch Schönheit, höhere geistige Schönheit; gleich der holden heiligen Mutter-Natur, bleibt auch sie ewig fruchtbare Mutter und ewig nie welkende Jungfrau. Wahr ists, nicht mit dem Zau-

berreize der ersten Geliebten fesselt sie mich, aber doch zugleich sanfter und stärker mit den Banden getreuer, bleibender Freundschaft. Mit ganzer Seele häng ich an ihr, an der alten Vertrauten. Sie allein bleibt immer sich selbst gleich und ändert sich nicht. Was sie mir geschenkt hat, entreißt sie mir nie. Jede ihrer Blüthen blüht ewig und treibt unaufhörlich neue Blüthen hervor. Freylich etwas ernsthaft ist sie, und im Umgange mit ihr werde auch ich etwas ernsthaft. Gewöhnlich nur auf einsamem Spaziergange begegnen wir uns, oder bey der Todeskapelle, oder beym Aufgange und Niedergange der Sonne. In der schönen großen Welt, bey Gastmalen und Assembleen zeigt sie sich nicht. Eben so rührend als lieblich zeigt sie sich hier in meiner Einsiedeley am Fuße des Albis. Frey von Eifersucht, söhnen hier alle drey Schwestern sich aus; Hand in Hand, gleich den Grazien, umschlingen sie sich. O der süßen Grazien! Während daß die Eine, die Gegenwart, mich in goldene Träume einwiegt, umkränzen mein graues Haupt ihre Schwestern, die Zukunft mit Rosenknospen, und mit Vergißnichtmein die Vergangenheit.

Warum aber so oft und so lange vergaß ich um der Töchter willen den Vater? Er doch ist es, der sie in gleichem Schooße, im Schooße der Ewigkeit, alle

vereinigt; er ist Alles in Einem und Eines in Allem. Vater, hoch beseligst du mich; du bists, der mir zur Linken die Gegenwart, zur Rechten die Vergangenheit antraut. An diesen beyden genügt mir; nimm von meiner Seite die dritte, die Zukunft; ihrer bedarf ich nicht mehr; ja wohl, entgegnet der Vater, hienieden nicht mehr; dort aber krönt auch sie dich; dich krönt sie mit seliger Unsterblichkeit.

Mein Hund.

Ein selbstständiges unabhängiges Wesen, ein eigenthümliches Selbst, ein freyes Original willst also, Freund Surro, auf deinen vier Pfoten auch du seyn? Gebt Acht auf den Hund! Wenn ich ihm rufe, wie er sich weigert; wenn ich ihn abtreibe, wie er zurückfliegt! Auch für ihn, so wie für ein Kind, ist's unterhaltendes Spiel, daß man ihn hieher gehen heißt, und ihn dorthin gehen läßt; daß man ihn zu haschen sucht, und wieder entschlüpfen läßt. Nein, nicht sogleich als Ungehorsam, als Eigensinn bestraf' ich ein solches Widerstreben und Sträuben; zuweilen ists nur Uebung in der Selbstbestimmbarkeit; Freude an ungebundener Kraftäußerung, Selbst- und Freyheitsgefühl. Dieses

Gefühl ist angeschaffene oder Erbtugend nicht nur der menschlichen, sondern mehr oder weniger aller lebendigen Natur: Wie aber und wodurch artet die Erbtugend in Erbsünde aus? Einzig theils durch allzugroße Lebhaftigkeit, theils durch Mangel an Erfahrung und Aufmerksamkeit. Aufmerksam macht freylich die Ruthe, und sie schlägt die Lebhaftigkeit nieder. Nein, keine Schläge, eben so wenig dem Hund als dem Kinde; entweder zum Rebellen machen sie das gute Geschöpf oder zum Sklaven. Weit sicherer und leichter führt Ihrs, wohin Ihr verlangt, durch ruhige Lenkung der Aufmerksamkeit. So ungestüm in seinen Bewegungen mein Hund ist, merkt ers mir gleichwohl schnell ab, nur an dem Tone der Stimme oder an der Regung des Fingers, ob mir daran gelegen sey, daß er gehorche; und sogleich gehorcht er. Um ihn weder zu schrecken noch zu betäuben, ist meine Warnung nie weder weitläuftig noch stürmisch; um mich für jedesmal verständlich zu machen, ändere ich die Sprache ja nicht; ich bediene mich bey ähnlichen Fällen derselben Gebehrden und Töne. Selten komm' ich in den Fall, die Warnung oder Lehre wiederholen zu müßen. Hierüber nur folgendes Beyspiel:

Jeden Morgen, so bald der Hund erwacht, begrüßt er mich im Schlafzimmer; er springt auf den Stuhl

neben meinem Lager und leckt mir die Hand. Vor lauter Zärtlichkeit flog er eines Tages vom Stuhl ins Beth; nicht unsanft, aber mit fester Hand und unter dem Tone des Verbotes stieß ich ihn zurück; seither kömmt's ihm nie in den Sinn, sich auf die Bethdecke zu wagen, obgleich er jeden Morgen den Besuch vor meinem Lager wiederholt, und ich ihn auf dem Stuhle vor dem Lager noch so sehr liebkose. Hat er nicht von Schaam und Nachreue Gefühl, oder (wenn den Optimaten in der Thierwelt das Wort für ein geringeres Thier zu vornehm klingt) wenigstens ein Analogon von Schaam und Nachreue? Hierüber nur folgende Beobachtung: Eines Morgens wurde ich im Vorzimmer, wo der Hund schläft, auf dem Boden eine Befleckung gewahr. Schläge geb ich ihm nicht, aber, indem ich die Hände über dem Kopfe zusammenschlage, seh' ich mit der Mine des Befremdens nach dem befleckten Boden, und mit der Mine des Eckels und Abscheu's wend' ich davon den Blick ab. So sehr beunruhigt den Hund meine Gebehrdung, daß er demüthig in den Winkel kriecht, und hernach, als er vor die Thüre gieng, den weitesten Umweg machte, um nicht der Spur seiner Versündigung nahe zu kommen. Bevor ich ihn gehen ließ, zog ich ihn von der Thüre nach der befleckten Stelle, und, indem ich ihm den Uebel-

geruch vor die Nase hielt, erhob ich warnend den Finger. Mit sichtbarer Freude flog er mir am folgenden Morgen entgegen, gleichsam um mir zu zeigen, daß er nicht in den gleichen Fehler gefallen sey. Wirklich auch hatte er ihn seither immer vermieden. Nicht nur folgsam ist er, sondern er ist es mit Freuden. Auch Ehr- und Pflichtgefühl hat er. Was er auf'm Boden oder in dem für ihn bestimmten Schüßelchen findet, betrachtet er als das seinige, aber jede andere Schüßel schont er gewissenhaft als Eigenthum — soll ich sagen, seines Freundes oder Meisters. Eines Tages, als ihm von meinem Tische der Braten auch gar zu entzückend entgegen roch, suchte er mich durch Gebell zu bewegen, daß ich ihm davon ein Stück hinwerfen mögte; inzwischen rufte man mich mit allen Tischgenossen aus dem Speisezimmer, um vom obern Boden herab einen militärischen Zug zu beobachten. Der Hund allein blieb im Zimmer zurück. Bey unserer Zurückkunft befand er sich unter dem Tische, und hatte den Braten ganz unangetastet gelassen.

Bey allem diesem Ehrgefühl aber, grenzt doch seine haushälterische Klugheit beynahe an Verschlagenheit. Ohngeachtet er Speise bey mir im Ueberflusse findet, und sie so gut hat, wie ich, so verscharrt er doch ängstlich jeden Knochen, und zwar, damit den Schatz in

niemand entdecke, so ganz insgeheim, daß, obgleich er wissen muß, wie sehr ich Alles mit ihm theile, er nichts desto weniger mit dem Knochen lieber in die waldigte Anhöhe eilt, als ihn vor meinen Augen verscharrt. Die stolze Behaglichkeit, mit der er von der Arbeit zurückkehrt, gleicht der Selbstzufriedenheit in der Miene eines Fürsten nach Vollendung der General-Musterung. Jeden Morgen und Abend hält er rund um das Haus Musterung über den Zustand der Knochenmagazine. Mitten auf'm Platze setzt er allgenügsam sich auf die Hinterbeine, wirft den Nacken hoch auf, beherrscht mit dem Blicke eines kriegeslustigen und sieggewohnten Helden weit und breit Hügel und Thal, aber wie rasch fliegt er nicht alsdann empor, und erschüttert mit Hochgebelle die Luft, wenn etwa fernher ein Schwarm Raubvögel nur das kleinste seiner Knochenmagazine bedroht! Formirt sich also nicht auch der Hund einigen Begriff von Eigenthum? Wie wird bey ihm dieser Begriff theils erweckt, theils beschränkt? Fürwahr, auf ähnliche Weise, wie bey dem Menschen. Den hingeworfenen Knochen betrachtet er als Geschenk; den vergrabenen und hervorgegrabenen als Frucht seiner Arbeit, als Selbsterwerb. Wenn er ihn zwischen den Zähnen davon trägt oder zwischen den Pfoten zernagt, so betrachtet er ihn gleichsam als ein Glied am Körper;

Selbst- und Nothwehr scheints ihm, wenn er unter fürchterlichem Knurren den Knochen vertheidigt. Wie aber gelangt er zum Begriffe von Grundeigenthum? Ich denke, theils durch Angewöhnung an den Boden rund um das Haus her, theils durch die Arbeit und Mühe, die ihm auf diesem Boden die Vergrabung der Knochen verursacht. Nur bis an die Grenze des Bezirkes verfolgt er mit Gebelle den vorübergehenden Wanderer, Mensch oder Hund; mit höherm Gebelle, wenn der Wanderer den Stock emporhebt.

Nach dem Anbruche der Nacht legt er sich in meinem Zimmer zur Ruhe. So lang ich arbeite, lese und schreibe, läßt er mich ungestört; so bald ich aber Papier und Buch weglege, springt er mir zwischen die Füße, und ladet mich durch freundliches Wädeln zur Unterhaltung und zum Spiel ein. Auch unterm Spielen, auch unterm Entnucken beobachtet er mit Eifer die Pflichten des Amtes, als Hüter vom Hause. Mit welcher Feinheit unterscheidet er nicht fernher schon vor der Hausthüre oder unten an der Treppe den Fußtritt eines Bekannten oder Unbekannten? Wenn er jenen kommen hört, so schlummert er ruhig fort, rasch hingegen fährt er auf, so bald ein Fremder sich naht. Nur wenn ich diesen grüße, läßt sein Gebell nach.

In hohem Grade besitzt er die Talente eines In-

spektors und Sittencensors. Auf dem Platze vor der Schule spielt er mit den Schulkindern, aber so bald sie sich balgen, springt er zwischen die kriegführenden Partheyen, und gebietet durch Hochgebell Frieden. Mit Eifer und hoher Freude nimmt er Antheil an dem Schulunterrichte. Hierbey erinnere ich mich der Geschichte eines Hundes, der den Außenschein der Andacht beobachtete, und dem Hochamte mit gehöriger, ernsthafter Stellung beywohnete *). Wenn mein Surro sieht, daß ich mich zum Schulbesuche anschicke, so springt er vor Freuden hoch auf. Das erstemal, als ich ihm erlaubte, mich zu begleiten, warnte ich ihn mit meinem Buch in der Hand, daß er ja kein Geräusch machen sollte. Seither tritt er immer an meiner Seite mit Gravität in die Schule, lagert sich neben mir, horcht auf den Vortrag so still und aufmerksam, wie kein Schulkind, und, wenn er ein solches herumgaffen sieht, so knurrt er es an. Hier, an dem Orte und zu der Stunde, wo er nun einmal ernste Stille zu bemerken gewohnt ist, äußert er über die Unterbrechung der Stille Befremden und Aerger; überhaupt mangelt es ihm nicht an einigem Begriffe

*) Miscell. curios, s. Ephemerid. medico - phys. Acad. Curiosor. Decur. II. an. 4tus 1685. Norimbergæ, 1686.

von Ordnung und Zeitrechnung. Jeden Tag treibt er beynahe zu gleicher Stunde dasselbe Spiel oder Geschäft und hält sich an demselben Platz auf. Nur wenn er sieht, daß ich mich zum Spazierengehen anschicke, giebt er alles andere Preis, selbst den saftigsten Knochen; unter hohen Luftsprüngen begleitet er mich. Auch für ihn, so wie für mich, sind Luft und Bewegung und Hin- und Herschauen großer Genuß. Warum aber selten ohne meine Gesellschaft geht er spazieren? Sicherer, denk ich, glaubt er sich an meiner Seite, und sicherer mich an der seinigen. Freundschaft und Liebe also zwischen uns beyden; ja, obgleich wir einander nicht immer viel zu sagen haben, doch immer trauliche Gesellschaft; Gesellschaft ohne Zwang, ohne daß der eine von dem andern weder Sklave noch Tyran ist. Hier fällt mir eine Bemerkung zu Sinne, welche Diderots Jacques gemacht hat: „Der armseligste Mensch, sagt er, der kaum für sich selbst ein Stück Brod findet, hält sich doch einen Hund; er läßt ihn auf den Hinterbeinen tanzen, und manche unnatürliche Kunst treiben. Hieraus, fährt der Philosoph fort, schließ ich, daß jeder Sterbliche gern einem andern gebietet, und daß derjenige, der sonst über Niemand befehlen kann, wenigstens noch von einem Hunde Meister seyn will. Je nun, setzt Jacques hinzu, der Mi-

nister ist der Hund des Fürsten; der erste Commis Hund des Ministers; die Frau der Hund des Mannes oder der Mann Hund des Weibes; schwache Seelen sind die Hunde der starken Seelen.“ Um Vergebung, Jacques, ich also bin eine Ausnahme, denn völlige Freyheit laß ich dem Surro; nie die geringste unnatürliche Kunst lehrte ich ihn. Ja wohl, giebt es auch Herren und Damen, die allenfalls darum, weil sie sonst Niemand lieben und von Niemand geliebt werden, ihr Herz, mit dem sie nichts zu thun wissen, dem Hunde hinwerfen: Nein, lieber Surro, den Hund lieb ich, wie Vater Tobias; ja nicht auf Unkosten der Menschheit; ihn lieb ich nicht als Sklaven, sondern als Gesellschafter.

Wie ungemein viel auch beym Hunde, so wie beym Menschen und beym Volke, von der Erziehung und Behandlung abhänge, beweißt unter andern der Charakter der Hunde in Kamtschatka *). Diese Hunde besitzen so viel Kraft, daß vier derselben, die man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt, drey erwachsene Menschen nebst sechzig Pfunden Gepäck mit großer Leichtigkeit fortziehen. Freylich ist die Art und Weise, wie diese Hunde zu Zugthieren gebildet werden, nichts

---

*) S. Heinr. Storchs historisch-statistisches Gemälde des rußischen Reiches.

weniger als liberal. Unter Einsperrung, Aushüngerung und unter der Peitsche bildet man sie zu niederträchtigen Sklaven. Warum nicht auch in den Schneegebirgen der Schweiz richtet man die Hunde zu Zugthieren ab? Nein, mein guter edler Surro, wir Schweizer sind nicht Kamtschadalen; auch den Hunden gönnen wir Freyheit und Brod. Wenn wir sie aber gut füttern, so ziehen sie nicht. Um sie zum Dienste zu ziehen, müßten wir sie hungern lassen; nur Tyrannen aber bezahlen die Arbeit durch Aushüngern.

Zwischen mir und Surro herrschen weder Patronat noch Clientel; keiner brüstet und keiner schmiegt sich. Wenn wir mit einander den Wald durchstreifen, so springt nach Belieben der Eine, der Andre geht langsam; der Eine lehnt sich an den Baum, der Andre streckt sich hin auf den Boden; der Eine schnappt nach Tannzapfen und Mücken, der Andre nach Einfällen und Reimen; jeder entfernt sich vom Andern, und findet ihn wieder; sorglos und sicher bey der kurzen Trennung, zärtlich und froh beym schnellen Wiedersehen. Indem wir uns zum Ausruhen an der waldigten Anhöhe lagern, staunen wir gleicher Weise neben einander die geheimnißvolle Natur an, unerklärbar auch für den Denker, wie für das denklose Geschöpf.

Nein, guter Surro, denklos bist auch du nicht!

Indem du im Traume bellest, verräthest du nicht Imagination? Nicht Rückerinnerung, indem du vom Rande des Teiches, wo du ungern dich badest, eilig und schlau einen Seitensprung thust? Nicht Voraussehung und Fürsorge beym Vergraben der Knochen? Nicht Folgerung, indem du am Scheideweg vielmehr diese als jene Straße einschlägst? Und indem du so manches Spiel treiben lernest, beweisest du nicht deine Perfektibilität? Abrichten läßt sich der Hund zum Wächter, zum Jäger, Tänzer, Schauspieler *). Ha, wenn mit dem Flammenblicke, unter sträubendem Borste und wogendem Schwanze, mein Surro durch das weisse Gebiß aus dem purpurnen Schlunde die Donnerstimme erhebt, wie kraftvoll beweiset er sich als der Demosthenes unter dem Hundegeschlechte! Weit mehr noch indeß, als wegen seiner Talente, schätz' ich ihn wegen seiner moralischen Tugenden, wegen seiner Theilnehmung und Treue. Noch so weit voraus fliegend, läßt er mich nicht aus der Spur, noch so lebhaft mit sich selbst beschäftigt, unterbricht er seine Sprünge und Spiele auf den ersten Wink willig und freudig; mit mir theilt er Bewegung und Ruhe, Gefahr und Erholung. Guter Surro, warum mangelt es dir zur

---

*) Plutarch de solertia animalium.

Mittheilung deiner Ideen an einer Sprache und an Organen, wie die meinigen? Warum sieht auf den vierbeinigten Bruder so mancher zweybeinigte unbefiederte (wie den Menschen Plato beschreibt) auch gar zu verächtlich herab *)? Wie verschieden ist wohl an Zahl und Gewicht der Ideenkreis des Hundes von dem Ideenkreise, z. B. des Fuchsjägers, des Spielers, Stuzers, Taugenichts? Wie verschieden ist wohl ihre Biographie von der Biographie meines Surro? Indem mich unter solchen Betrachtungen der Hund anstaunt, und das Stillschweigen mit wehmüthigem Geheul unterbricht, theilt er mir traulich seinen ganzen Lebensroman mit. Ich wage es, die Fragmente seiner Confessionen in ein Ganzes zu ordnen. Wie? Aus seinem Gebelle, aus der Bewegung seiner Pfote und Schnauze sollt' ich nicht eben so gut des Hundes Geschichte herauslesen, als Roms Hoherpriester die Geschichte der künf-

*) Endlose Fortdauer geben auch den Thierseelen Aristot. de anima I. 1. Plutarch de Placit. philos. V. 20. Mirandola de Vanit. doctr. gent. I, 13. Sennert Instit. med. I. 10. und Hypomnem. phys. IV. 5. Leibnitz otium hanov. I. 181. Schulz Handb. der Physik B. V. C. 9. und unter den Kirchenvätern Arnob. B. II. Lactanz de ira Dei C. 7. Augustin de anima IV. 23.

tigen Schicksale Roms aus dem Vogelfluge, aus dem Eingeweide der Schlachtthiere, aus der Eßlust der Hennen?

Bevor ich aber den Beytrag zu einer Gallerie berühmter Hunde liefere, protestir' ich gegen jeden Argwohn irgend einer Bestechung von Seite entweder des Helden selbst oder seiner Familie; ich betheure, daß mein Held über seine Lebensgeschichte mit mir keinesweges irgend eine ähnliche Abrede getroffen habe, wie z. B. Cicero mit dem Lucceius, oder Plinius mit dem Tacitus *).

Von der Mutter hatte Surro die fromme Gutherzigkeit geerbt, vom Vater Trotz und Hochsinn. So weit hinauf geht zwar sein Stammbaum nicht, wie der arabischen Pferde, immer indeß versichern sehr ehrwürdige Ueberlieferungen, daß Surro unter seinen Ahnen auch jene berühmten Hunde eines Ulysses und Tobias zähle, und daß seine Stammväter mit Noah in der Arche und mit Adam im Paradiese auf sehr vertraulichen Fuß gelebt haben. Unter günstigem Gestirne begann er die Laufbahn des Glücks und der Ehre. Sogleich nach der Geburt pflegte ihn, als ihren Liebling, Fräulein Helwina. Ihre Pflege vergalt er durch

---

*) Cic. Epist. V. 12. Plin. Epist. VII. 33.

innige Anhänglichkeit; nur in schneller Befolgung von ihrem Winke fand er sein Glück, seinen Ruhm. In alt-ritterlichem Geiste vereinigte er mit dem Heldenmuthe, mit dem er gegen jeden Angriff die Prinzessin beschützte, zugleich die Minnekünste, womit er ihr die Zeit kürzte. Um das Auge der Gebieterin auf sich zu ziehen, war ihm kein Studium zu mühsam, kein gymnastisches Spiel. Bald trug er auf der Vorderpfote den Fächer, bald drehte er sich auf den Hinterbeinen in leichtem Tanz um sie her, bald trug er zwischen den Zähnen ihren Pantoffel. Ach, wie veränderlich — Hiebey brach mein armer Surro in Klaglieder aus; in elegische Klagen, ganz Ovids Tristibus gleich. Mir ward bang ums Herz; ich fühlte, wie er; seine Seufzer begleitete ich: Ach, wie veränderlich ist nicht die Laune des Weibes! Welcher Dämon steigt empor aus der Hölle, und vergiftet die Blüthe von Surro's unbefangener Jugend! Ein Kater. Reizend ist Mimy; glänzend sein Pelzwerk; weich, wie Eyderdun; in des Katers Auge blitzt Amors goldener Pfeil; voll Grazien ist jede seiner Bewegungen; falsch aber ist seine Gemüthsart; er liebkoset die Gebieterin, jedoch nur sich selbst liebt er. Während daß Surro sich glücklich schätzt, zu ihren Füßen liegen zu dürfen, wirft sich eigenmächtig Mimy auf ihre Schulter; während daß jener demü-

thig vor ihr im Staube kriecht, pflückt frevelhaft dieser von ihren Wangen die Blüthe. Schwer büßt es Surro, daß er nach dem begünstigten Nebenbuhler empor bellt. Mit dem Fuße schleudert Helwina ihn weg; mit beißiger Schnautze fordert Mimy ihn aus; schalkhaft ruht er nicht, bis unter strenger Zucht die Gebieterin den armen Surro ganz zu Mimy's Sklaven macht, und endlich zu seinem Maulthiere. Ach, so gern dieser der Dame zu gefallen mit sich jedes Spiel treiben läßt, so verliert er doch am Ende, wo nicht die Geduld, doch die Freudigkeit in dem erniedrigenden Dienste; ach, indem er sein munteres Wesen verliert, fällt er völlig in Ungnade. Ha, der Tyrannin! Sie verdammt ihn zur Deportation weithin unter das Schaubdach des Pächters. Ferne von der Geliebten, die er trotz ihrer Gefühllosigkeit nicht vergessen kann, thut er endlich auf alle Freuden Verzicht; er wird ganz ernsthaft, und zu rechter Zeit noch wiedmet er sich der Philosophie, dieser letzten Zuflucht für verstossene Hunde. Sein Professor war ein ganz eigener Mann; in die alt-cynische Philosophie verwebte er die neukantische; nach der alt-persischen und indischen Methode verband er mit den Vorlesungen praktische Uebungen. Zum voraus ganz geläufig war dem Zöglinge das Capitel von der Vergesellschaftung der Ideen; kaum

daß der Professor zum Stocke griff, erinnerte er sich sogleich jener erhabenen, furchtbaren Imperativen: Entsag jeder Lust, im Begleite größerer Unlust; zieh Pflichterfüllung dem Genusse der Glückseligkeit vor. Bey Ausübung der Pflicht nahm er so wenig Rücksicht auf Beyfall und Lohn, daß er sie selbst gegen den undankbaren Meister erfüllte, und Schläge mit Liebkosungen erwiederte; kurz, ganz durchdrungen war er von jenem amor purus. Noch so hoch indeß über die Sinnenwelt und ihre Erscheinungen erhoben, blieb er doch davon unendlich entfernt, in dem Schooß der Apathie oder Mystik, als Farniente, zu schlummern; gewissenhaft bewachte er Haus und Feld; je weniger er für sich selbst lebte, mit desto mehr Eifer kämpfte er pro aris et focis; sein Wahlspruch war, dulce pro patria mori. Ach, ein Märtyrer der helvetischen Revolution wurde auch er. Die Russen liessen das Haus seines Meisters in Flammen aufgehen, und sein Meister starb in den Flammen. O des armen Surro! Verloren ist für ihn Alles, sein Vaterland, seine Constitution und Regierung. Am Stricke schleppt ihn ein Calmuke mit sich; an der Seite von diesem wohnt Surro, Held malgré lui, manchem Gefecht bey; triumphirend zieht er mit den Russen durch die Stadtthore von Zürich. Aber ohne seinen Lehrer und Freund,

aber ohne Helwinen wird ihm das Daseyn zur Last. Um ganz das Andenken an Helwinen aus der Brust zu vertilgen, bleiben ihm nur zween Auswege übrig; entweder der Tod oder Zerstreuung. Ach, in manchem Gefechte war er umsonst jenem entgegen gegangen, ach, und auf Wertherschen Selbstmord versteht sich kein Hund: Also denn aus Verzweiflung stürzt sich Surro in einen Wirbel von Zerstreuungen; er geräth unter galante, libertinische Hunde, und in ihrem Umgange wird der erst noch so gutmüthige, ernsthafte Philosoph zum Freygeiste und Wüstlinge; wechselweise vertreibt er sich in schlimmer Gesellschaft mit Springen, Tanzen und Boxen die Zeit, oder er besucht in den Vorstädten bald diese bald jene vierbeinigte Hetaire. Gleichsam als Aspasia erhebt sich unter diesen die eben so reizende als geistvolle Finette; rund um sie her drängen sich die notabelsten Bracken aus den vornehmsten Häusern der Stadt. Mehrere freylich machen ihr nur zum Zeitvertreibe die Cour, nur weil es der gute Ton fordert: So nicht Surro; keinesweges befriedigt oder täuscht seine tiefe Empfindsamkeit bloß eiteles Spiel. Wenn er liebt, so liebt er aus voller Brust; bis zur Schwärmerey steigt seine Leidenschaft; ganze Nächte lagert er sich vor Finettens Thüre; während daß er wechselweise unter wilden Dithyramben und schmachtenden Elegieen

seine Liebesqualen kund macht, trotzt er dem Platzregen und Windsturme, dem Hunger und Durste, selbst der Geisel und Keule. Ha, des Barbaren, der die schöne Finette im Serail als unerbittlicher Eunuch verschließt! Ha, des Barbaren, der den armen Surro mit Abälards Schicksale bedroht! Nein, nur ein solches Opfer ist für Surro zu schwer. Voll Verzweiflung ergreift er die Flucht; über Berg und Thal rettet er sich. Wie tief nicht wird seine ganze Seele gerührt! Plötzlich entdeckt er den Grabhügel seines ersten Meisters, des Pächters. Hier will er als Einsiedler seine Tage verschleisen, hier sterben.

Und nun liegest du da, zweifelst wohl gar,
Ob dereinst zu dem Freund Ulyssens
Und des Dulders Elisama
Treuem Hunde du kömmst.

Klopstock, Band II. Seite 197.

Hier entdeck ich den Hund. Mit ihm theil' ich seine Betrübniß. Theilnehmung ruft ihn ins Leben zurück. Ists Sympathie der Seele oder Verwandschaft des Schicksales, wodurch ich ihn anziehe? Er folgt mir, freylich lange nur mit niederhängendem Schwanze und Kopfe. Indem ich ihn in die Arme drücke, kehrt in sein Auge ein Blick der Freude zurück: Verlassen,

sagt mir voll Dank und Zutrauen sein Auge, verlassen sind wir ja nicht mehr; gefunden haben wir uns! Hier in dem einsamen Bergthale geniessen wir nun Jeder an der Seite des Andern den Feyerabend des Lebens. Hier, gutes Thier, vergessen wir die Welt, den Calmucken, Finettens Wächter und voraus den Kater!

Wie ich dazu komme, mit dem Hunde so lange Unterredungen zu pflegen? Je nun, im Walde komm' ich dazu; im einsamen Walde, in der Grotte der Echo, in Aegeriens Höhle lerne ich manches Geheimniß *). Ich unterhalte mich nicht nur mit meinem Hunde, nicht nur (wie der weise Aesop) mit dem Wurme am Fuße des Baumes, oder mit dem Vogel in seinem Wipfel, sondern wohl auch mit der Dryade im Stamme. Eben so ernsthaft unterhalte ich mich in der Versamm-

*) Unter die Freudengenüße des goldenen Zeitalters zählt Plato in dem Gespräche Politicus, besonders auch den traulichen Umgang der Menschen mit den Thieren. Eines nähern Umganges mit diesen rühmen sich die ehrwürdigsten Weisen. (Philostrat de vita Apollon. I. 20. Apollodor I. 9. §. 11. III. 6. §. 7.) Um meinem Hunde Respekt zu verschaffen, erinnere ich, daß zum höchsten Range, zum Range selbst eines Gesetzgebers wohl auch ein Hund sich emporschwingen kann. (Plin. Hist. Nat. VI. 30.)

lung der ehrwürdigen Fichten und Tannen, wie dort Ihr in der Versammlung der patrum conscriptorum und pontificum venerandorum. Aus einem Stoffe sind am Ende wir Alle; Eines ist Alles, Alles ist Eins.

Die Orgel,
eine Kirchenidylle.

Eduard: — Fürwahr, verzückt sind wir hier unter dem hochheiligen Tempelgewölbe, wo nicht in den dritten Himmel, doch in den Vorhimmel. — Carl: Wirklich erschallt droben die Stimme der Seraphim. — Eduard: — Ihr Hallelujah hör ich, aber auch mit Augen sehen mögte ich sie. — Carl: — Du siehst doch die hohen Säulen von Silber; o gewiß hinter diesen sind sie versteckt. — Eduard: — Dies sind nicht Säulen; Flöten sinds. — Carl: — Flöten? Ja wohl riesenmäßig, also für Riesen. — Eduard: — O, der kleinste Finger regiert sie. — Aber dort, seitwärts am Fußgestelle, was will der drolligte Junge? Was will er damit, daß er immer mit der Hand etwas zieht? — Carl: — O des Thoren! Wohl gar bey der Ferse will er die versteckten Engel hervorziehen. — Eduard: — Auf einmal erkenn ich sie; Doron ists,

sie, die droben sich ans Säulenwerk lehnt, wie an den Altar eine Priesterin. — Carl: — Wohl selbst sie auch ein Engel oder Schwester von solchen. — Eduard: — Meine Doron? Flügel doch trägt sie nicht an der Schulter, nicht den Strahlenkranz auf der Stirne. — Carl: — Was dir ein Shawl dünkt, ist, eingewickelt, ein Fittig; eine Glorie oder ein Nimbus was dir ein Haargeflecht scheint. — Eduard: — Engel oder nicht Engel, meine Doron ist und bleibt sie.

Bey der herrlichen Musik verstummen sie, kaum noch dürfen sie athmen; nach Vollendung des Spieles und Gesanges setzen sie ihr Gespräch folgender Gestalt fort:

Carl: — Und wozu denn läßt die hohe Virtuosin, indem sie sich hin und her wiegt, auf dem harmoniereichen Gesimse die Finger hin und her gehen? — Eduard: — Ja, tanzen können die Finger, wohl gar auch sprechen und singen. O was vermögen sie nicht? Oefters schon gesehen hab ichs, wie unter Dorons Finger, bald auf Pergament, bald auf Leinwand, jetzt eine belebte Scene und jetzt ein blumigter Frühling im üppigsten Farbenschmucke hervorgieng. — Carl: — Und nun verwundere ich mich nicht, daß ihr Finger selbst aus leblosem Holze Wohlklang, Geist und Gefühl hervorlockt. Sieh doch, wozu denn unaufhörlich regt

Bayerische
Staatsbibliothek
München

sich ihr Fuß? — Eduard: Wunder thut auch ihr Fuß. So wie im Gartenfeld unter ihrem Tritte Blumen hervorgehen, so ergießen sich unter ihrem gebietenden, schaffenden Fusschlage hier Ströme des Wohlklangs. — Carl: — Fuß und Hand, seelvoll ist Alles. — Eduard: — In jedem ihrer Finger regt sich ein Seelchen, in jedem ein ganzer Schwarm. — Eben darum auch, weil sie vom Scheitel bis zur Fußsohle eine Menge verschiedener Seelchen hegt, hat sie verschiedene Launen; eben darum geht sie so schnell von leichtem Muthwill zu hohem Ernst über. — Carl: — O der Zauberin! Sieh doch, so wie ihr Finger die Tasten mehr oder weniger drückt, so wie er über dieselben schneller oder langsamer hinfliegt, kurz, so wie jedesmal Doron es will, schmiegen sich unter ihr auch die leblosen Tasten, fürwahr, gerade eben so, Eduard, wie unsere Herzen. — Eduard: — Ganz so. Nur den Finger regen darf sie, nur den leisesten Wink thun, sogleich erhebt sich aus der Orgel ein Geist, der, wie sie's befiehlt, bald schmachtend ausathmet, bald, neubelebt, hoch empor rauscht; der, wie sie's befiehlt, bald in süße Träume sie wiegt, bald aus dem Schlummer rasch sie unter die Chöre des Himmels versetzt. — Carl: — Fühlst du es nicht, Eduard, auch uns selbst, auch unser Herz macht sie zur Orgel; so wie sie's be-

Bayerische Staatsbibliothek München

fiehlt, zerschmelzt in süßen Träumen mein Herz, oder himmelan fliegt es; von der Macht ihrer Musik ergriffen, o, wechselweise sterb ich zu Dorons Füßen, und mit ihr versetz ich mich unter die Sternen! — Eduard: — Hoch preisen laß uns die Zaubermacht der Tonkunst; heilig, heilig, dreymal heilig ist sie; sie ists, die in der Wiege den Säugling einschläfert; sie, die den Arbeiter, den Pflüger und Schnitter, den Lastträger und das Lastthier in Athem erhält; sie, die den Unmuth besänftigt und die Schwermuth erheitert; sie erhöht die Freuden des Gastmals; sie zieht den Menschen aus der Verwilderung; sie giebt der Gesellschaft Harmonie; Eingang verschaft sie dem Recht und Gesetz; zu hoher Andacht begeistert sie, und in eine bessere, unsichtbare Welt versetzt sie die Seele. — Carl: — Dies, Doron, ist dein Werk! — Eduard: — Wunderthäterin oder nicht Wunderthäterin, sie ist und bleibt meine Doron. — Carl: — Die deinige? Guter Eduard, ganz sicher verlaß dich darauf nicht. So entzückend sind ihr Spiel und Gesang, daß sie damit wohl auch hinter den Silbersäulen den Chor der Engel entzückt. Mir ahnets, hinter den Säulen dringen zuletzt wohl noch die Engel hervor. Wie? Lebendig tragen sie unsere Doron in die Chöre des Himmels. — Eduard: — In die Chöre des Himmels zieht Doron auch

Eduard nach. — Carl, indem er rund um sich her schaut: — Uns Alle, Eduard; schau nur umher, unter dem hochbeseligenden Spiele verbreitet sich über jede Stirne der Strahl höherer Verklärung.

Sophia; Feengeschichte.

I. Hauptstück.

Geburt.

Nach den Einen wand sich auch Sophie, so wie Venus, aus dem Schaume der Meeresfluth oder überhaupt aus der Mischung streitender Elemente los; nach Andern ist sie ein Findelkind; wieder nach Andern liegt in ihrer Mine ein — Ich weiß nicht, was — welches hohe Abkunft verräth. Nach den glaubwürdigsten Genealogen ist sie die Tochter jenes erhabenen Monarchen, des Herrn über Sonne, Mond und Gestirne. Allein da sich dieser, wie gewöhnlich die morgenländischen Fürsten, den Augen des Volkes selten unenthüllt zeigt, da auch die ersten Eunuchen nicht immer erfahren, was im Innern des Pallastes vorgeht,

so ist man abermal verschiedener Meynung, wie und wenn die Prinzessin vom Vater erzeugt worden sey, und wie sie von ihm gepflegt werde. Nach Einigen überläßt sie der Vater sich selbst; nach Andern steht er ihr incognito zur Seite, und sie leitet er wie Mentor den Telemach.

II. Hauptstück.

Kindheit und Jugend.

Ob sie ewig sey, wie ihr Vater, entscheiden wir nicht; genug, daß sie als Tochter vom Vater abhängig ist. Noch so alt, bleibt sie ewig jung; zugleich ewig blühende Jungfrau und ewig fruchtbare Mutter. Ihre Geschichte beginnt mit der Geschichte der Götter und Göttinnen. An Dianens Seite verfolgte sie das Raubthier; an Apolls Seite hütete sie die Heerden. Unter dürftigerm Himmelsstriche wurde sie, um sich vor Frost und Hunger zu schützen, erfindsam. Von der Spinne lernte sie weben, von der Ameise sparen; bauen lernte sie von der emsigen Biene. Hier und da zur Dienstmagd und Taglöhnerin herabgewürdigt, vergaß sie ganz ihre hohe Abkunft.

III. Hauptstück.

Höhere Erziehung.

Schreckenvoll erwacht sie aus der Denklosigkeit. Unter Feuer- und Wasserströmen, unter Verfinsterungen und Vergiftungen der Atmosphäre, unter den Stürmen des Himmels und den Erschütterungen der Erde streckt sie nach Rettung die Hand aus. Mit Rettung schmeichelten ihr zwo geheimnißreiche Feen, Urania und Politeia. Glücklich und reizend bildet sie sich unter wohlthätiger Handleitung aus, nicht selten aber wird sie von bösen Zauberinnen irre geführt, von Furien der Hölle, von der After-Urania und After-Politeia. Wenn jene, die wohlthätigen Feen, unsre Prinzessin mit Liebe leiten, so setzen sie diese, die schwarzen Zauberinnen, durch Gespenster-Erscheinungen in Schrecken; wenn bey der Erziehung und Pflege der Mündeltochter jene die angeschaffenen Anlagen zu Rathe ziehen, so ziehen diese nur ihre eignen Vortheile oder Launen zu Rathe. Durch Umgang und auf Reisen bildet die Prinzessin sich aus. Obgleich sie im Innern des Geistes und Herzens immer sich gleich bleibt, so richtet sie sich im Aeußern nach dem Charakter des Climas und der Menschen, unter welchen sie lebt.

Zu Beyspielen erwähnen wir hier von ihren Wanderungen und Reisen nur einiger:

IV. Hauptstück.

Chaldäa.

Die Schöne ist immer das, wozu das Auge des Liebhabers sie umschaft. Sitten und Meynungen tragen die Farbe des Zeitalters und Climas. Keineswegs also darf es befremden, wenn im Morgenland unter den Sehern Gottes unsre Heldin dem morgenländischen Geschmacke nachgab. Wenn sie sich zeigte, so geschah es nur unter feyerlichem Gepränge, unter dem mitternächtlichen Himmel, im Gefolge von reinern Dämonen; nur unter magischen Beschwörungen erschien sie dem Vertrauten. Wenn sie sprach, so sprach sie entweder im Säuseln der Luft oder im Rieseln der Quelle, entweder in Orakelsprüchen oder in Hymnen; wenn sie schrieb, so malte sie entweder Traumgesichter oder sie bediente sich der goldenen Schriftzüge des Firmaments, oder des Farbenschmuckes der Allegorien. Selbst in der tiefsten ehrfurchtsvollsten Entfernung beseligte sie den Liebhaber; mit dem leisesten Hauche der Lippen,

mit dem flüchtigsten Strahle der Augen versenkte sie ihn in göttliche Entzückungen.

In die Länge indeß soll es eben so lästig seyn, nur ganz rein und geistig zu lieben, als nur ganz rein und geistig geliebt zu werden; eben so lästig, unaufhörlich nur Weyhrauch zu streuen, als unaufhörlich nur Weyhrauch zu kosten. Die Schöne sieht sich nach Liebhabern um, die weniger schwärmerisch sind. Im Begleite der oben erwähnten wohlthätigen Feen wendet sie sich nach dem mildern freyern Himmel der Griechen. Sogleich nach ihrer Entfernung aus dem Oriente erheben sich dort an ihrer Stelle die After-Urania und After-Politeia. Fürchterlich mißhandeln diese die Anbeter; um sie sicherer und unbeschränkter beherrschen zu können, lähmen sie ihnen die Hand, durchbohren ihnen das Auge, und erniedrigen sie zu sklavischen Eunuchen. Nicht einmal im Traume denken diese an die vormals angebetete Prinzessin zurück.

V. Hauptstück.

Griechenland.

Aus dem Oriente nach den griechischen Inseln versetzt, wie sehr ändert nicht die Prinzessin ihre Gestalt?

In derselben Stunde unterhalten sie die Liebhaber itzt als Göttin und itzt als Buhldirne; ehrfurchtvoll küßen sie itzt ihren Schleyer und itzt zerzausen sie ihr die Haarlocken. Wie kostbar und üppig ist nicht der Jargon, mit dem man sie da unterhält! Beynahe eben so dunkel ist er, wie in Chaldäa, aber er hat weit weniger Anstand. Zu was Allem macht sie nicht die freche unerschöpfliche Lästerer-Chronik? Nach den Einen ist sie ewig ein Kind, mit dem man ewig nur tändelt; nach den Andern ein gerunzeltes Müttergen, wohl gar die Amme des uralten Saturns; wieder nach Andern eine namenlose und unaufhörlich den Namen ändernde Abentheurerin, von der es immer zweifelhaft bleibt, wer sie wohl eigentlich sey; ja, so gar zweifelhaft, ob sie wirklich auch sey oder nicht sey.

Sokrates war der erste, der ihre wahre Abkunft entdeckte, und sich mit ihr in angemessenem natürlichen Tone zu unterhalten begann. Indem er Griechenlands edlere Söhne zu ihr führte, als zur Göttin der ächten Weisheit und Tugend, reizte er die Eifersucht ihrer Nebenbuhlerinnen, der Töchtern jener After-Urania und After-Politeia, deren fanatische Brut sich aus dem Oriente je länger je weiter verbreitete. Voll Wuth vernahmen Betschwestern und Zänkerinnen, Sokrates habe aussagen dürfen, Sophia sey im

Umgange angenehmer und lehrreicher, als diese Pedantinnen. Aus Rache liessen sie den Vertrauten und Liebling der Natur nicht nur im Narrenkleide zur Schau stellen, sondern zuletzt sogar vergiften.

Nach Sokrates Hinrichtung stritten seine Freunde um das Herz unsrer Heldin. Plato streute ihr Weyhrauch, wie einer Göttin; wechselweise veranstaltete er für sie eben so ausgesuchte als zwanglose Gastmale und Spiele, und dann wieder erbaute er ihr zu Ehren Feenpalläste und Opernschöpfungen. Aristoteles, ein feiner, aber etwas kaltblütiger Höfling, unterrichtete sie in den Geheimnissen der Symmetrie, der Kunst und des Geschmacks; vor ihrem Blicke zergliederte er das Räderwerk sowohl der Staaten als der Naturreiche, sowohl des Geistes als Herzens. Epikur lebte mit ihr auf den Fuß eines Hausfreundes; wohl auch vergaß er im Taumel, wenn sie ihm ganz im Negligé Zutritt vergönnte, die Achtsamkeit. Indem er unter muthwilligem Spiele aus ihren Haarlocken den Puderstaub schüttelt, bildet er zum Scherze aus der Staubwolke bald diese, bald jene Gestalt; wohl auch sehr ernsthaft behauptet er, alles — er und die Prinzessin — seyen im Grunde nichts anders als Spiel solcher Atomen. Ebenfalls sonderbar behandelten die Dame Diogenes und Zeno. Dieser war gegen sie streng, wie

ein Mönch, der dem Beichtkinde Alles zur Sünde rechnet, sowohl Weinen als Lachen. Jener riß ihr jeden Schmuck weg; er behauptete, nur unter den Lumpen einer Bettlerin habe sie Reiz, und schmackhaft seyen ihre petits soupers nur unter der Hand voll Wasser in einer Tonne zwischen Mäusen und Ratten. Der seltsamste unter ihren Liebhabern war Pyrrho. Er selbst wußte nicht, ob er sie liebe oder nicht liebe, ob sie existire oder nicht existire; überhaupt hielt ers mit ihr, wie ein kalter Ehemann mit seiner zweydeutigen Ehehälfte, der nicht draus klug wird, der sich aber darum auch wenig bekümmert, ob sie ihn kröne.

Während daß sie mit mehrern dieser feinen Herren nur Spaß trieb, gefiel sie sich am beßten im traulichen Kreise einiger Freunde und Freundinnen im Geist und Geschmacke jener Perikles und Aspasien. Diese verschaften ihr zur Bedienung die feinsten Haarkünstler und Putzmacherinnen, die geschicktesten Lehrmeister in der Sprache, in der Bildnerey, der Ton- und Tanzkunst. Unter andern besaß sie eine geist- und geschmackvolle Zofe. Jeden Liebreiz der Gebieterin wußte diese im schönsten Lichte zu zeigen. Von den Musen und Grazien hatte sie nicht etwan blos die Mysterien des Spiegeltisches, sie hatte auch jene Zauberharmonien der Schönheit in der Bildung und Bewegung, im

Geiste und Ausdruck gelernt. So lange die Kunst nur als Zofe die Dame bediente, herrschte zwischen beyden schwesterliche Theilnehmung: Welche Verwirrung aber, so bald (wie es etwan zu geschehen pflegt) die Magd zur Frau, die Frau zur Magd wird! Stolz darauf, die Gebieterin zu verschönern, gehorcht dieser die Zofe nicht mehr. Indem die letztre die erstere zu verdrängen bemüht ist, macht sie ihr den einen und andern Liebhaber untreu. Indem sich diese je länger je mehr von der Gebieterin entfernen, gewöhnen sie sich im Umgange der Zofe an Ziererey, an Schwulst und Puppenspiel. Wenn sie noch zuweilen auch der Dame die Cour machen, so geschieht es nur in Gala unter üppigem persischem oder ägyptischem Gepränge.

VI. Hauptstück.

Rom.

Müde des eiteln Geschwätzes der ausgearteten Griechen, versetzt sich unsre Heldin nach Rom. Unter den ältern Römern, die vielmehr staatsklug und heroisch sind, als galant, empfiehlt sie sich nur in der Gestalt einer bewaffneten Pallas; keineswegs im eleganten Boudoir oder hinter Coulissen macht sie Eroberungen,

sondern im Senate und auf dem Gerichtsplatze; weit weniger mit Liebes- und Rednerkünsten beschäftigt sie sich, als wechselweise bald mit den Waffen, bald mit dem Pfluge. Als sich aber die spätern Römer dem Luxus ergaben, als sie mit der Wagschale der Welt, wie mit einem Pantin Spiel trieben, als sie zuerst dem Erdkreise und hernach sich selbst das Joch auflegten, rettete sich Sophie mit wenigen Vertrauten von der Partheywuth und Tyranney bald unter die heilige Halle, bald in den einsamen Hayn. Hier lebte sie mit Cicero und seinen Freunden im Schooße der Musen; hier pflegte sie die erste noch unverdorbene Blüthe der römischen Beredsamkeit und Dichtkunst. Mit Sophien waren einige der griechischen Musen nach der Tiber gekommen. Hehr und lieblich erhoben sich diese; unter Augusts ausschweifenden Nachfolgern aber wurden Sophiens Begleiterinnen gezwungen, entweder sich zu verbergen, oder sich nur unter den gekünstelten Manieren und dem üppigen Schmucke von feilen Dirnen zu zeigen. Nur selten noch ließ sich Fräulein Sophie in ihrer angeschaffenen Schönheit, nur selten ließ sie sich öffentlich sehen. Um diese Zeit erhob sich Sooter, der Weise von Nazareth. Sophiens Ehre rettete er, indem er geradezu sich für ihren Bruder erklärte. Wir haben beyde, sprach er, denselben

gemeinschaftlichen Vater, den Pantokrator, den Herrn über Sonne und Mond. So verblendet indeß war der Zeitgeist, daß nur allmählig, nur hin und wieder einzelne Menschen in ihnen die höhere Abkunft entdeckten. Für den Sohn, für die Tochter des Himmels, für einen würdigen Gegenstand der Huldigung und Anbetung wollten die Schöngeister und Sophisten, die Weltleute, die Großen der Erde Niemand erkennen, der sich nicht theils durch Wortprunk, theils durch äussern Glanz auszeichnete. Ein solches altes und immer neues Vorurtheil machte sich eine Tochter der Hölle zu nutze. Für die Tochter des Himmels hielt man Sophia Moria, ein bezauberndes Ungeheuer. Um so viel schneller strömten ihr von allen Seiten Anbeter zu, je mehr sie Allen Alles zu seyn schien. Wechselweise trat sie in entgegengesetztem Schmuck auf, bald unter schwülstigem morgenländischen Talar, bald unter dem nassen knappen Gewande einer griechischen Courtisane; wechselweise umgab sie sich bald mit geheimnißreichen Aeonen und überirdischen Geistern, bald mit sehr irdischen Faunen und Grazien. Indem sie sich zuweilen in die Gesellschaft des Weisen von Nazareth einstahl, wurde Mancher auch aus diesem nicht klug; mancher verwechselte die Schwester des Weisen mit dieser phantastischen

Sophia Moria, daher hundert qui pro quo, Controversen, Duelle, Befehdungen.

VII. Hauptstück.

Klosterverhaft.

So sehr verblendete durch ihren Zauber und besonders durch Vorspieglung von Wunderkräften und hohen Geheimnissen Sophia Moria, daß sich Constantin der Große auf dem Throne nicht besser zu sichern glaubte, als wenn er mit ihr den Thron theilte. Seither setzte sie sich manchem Weltherrscher an die Seite; manchem trat sie wohl gar auf den Nacken. Allgebieterisch, erlaubte sie sich jede noch so seltsame Laune. Wenn sie's verlangte, küßte ihr fußfällig auch der Kaiser den Pantoffel; wenn sie zu Pferde stieg, hielt ihr dieser den Steigbügel; zu ihrem Dienste unterhielt sie ein zahlloses Heer von ewig jungfräulichen Männern; nach Willkühr machte sie Brod zu Fleisch, Knochen und Lappen zu kostbaren Schätzen, Unrecht zu Recht; nach Willkühr ertheilte oder entriß sie ihren Anbetern die Krone. Wie gelang sie zu solcher Wundermacht? In Verbindung mit ganz unwissenden Barbaren hatte sie die ächte Sophie ins Kloster gestoßen, und vor aller

Welt galt nun sie für Sophien; sie, für die Schwester des allverehrten Sooters und für die Tochter des Himmelskönigs.

Im Klosterkerker bewachten die ächte Sophie eifersüchtige Eünuchen. Man hielt sie für todt. Nur von Zeit zu Zeit gelang es irgend einem ihrer kühnern Liebhaber, sich ihr bey nächtlicher Weile verstohlen zu nahen. Manchen, der hievon Etwas laut werden ließ, kostete es Ehre und Leben.

VIII. Hauptstück.

Herrschaft der Anti-Sophia.

Da nun einmal Sophie ganz unsichtbar geworden war, so wurde Anti-Sophien die Behauptung der Uebermacht nicht schwer. Unterstützt von der After-Urania und After-Politeia, beherrscht sie durch Unterhaltung der Zweytracht den Erdkreis; von Pole zu Pole knüpft sie geheime Verbindungen; von Pole zu Pole unterhält sie in tausend und tausend Kloster-Casernen ein Heer, das, unbewaffnet, so furchtbar als ein Engelheer ist; mittelst ihres Bannstrahles erschüttert und beherrscht sie auch jene Welt, wie diese.

IX. Hauptstück.

Sophiens Rettung.

Unter der eigenen Last sinkt jede Uebermacht ein. So beschließt es Sophiens Rächer, der wunderthätige, unaufhörlich wechselnde Zeitgeist. Noch so furchtbar seyn ihre Feinde, noch so eifersüchtig die Eunuchen, die sie im Klosterkerker bewachen, unvermerkt werden wider Wissen und Willen sie selbst ein Mittel zu Sophiens Befreyung. Wahr ists, unterm Drucke und unter unnatürlichen Mißhandlungen hatten sie die Kerkermeister ganz unkenntlich gemacht; unter scholastischer und mönchischer Diät wurde sie bald von der Wassersucht aufgeschwellt, bald schrumpfte sie zum Skelet ein; von Zeit zu Zeit aber erholte sie sich, und von neuem blühte sie wieder. Obgleich unter ihren Wächtern selten Einer ihren Werth fühlte, und Kraft genug besaß, mit ihr allenfalls auch nur in umbra voluptatis zu spielen, so waren sie doch stolz auf die Bewachung nicht etwann nur ihrer Person, sondern jeder kleinsten Reliquien von ihrem ehemaligen Schmucke; besonders sorgfältig verwahrten sie die Brieftaschen, Blumenlesen, andere Blätter und Papiere, die Sophie aus dem Oriente, aus Rom und Griechenland mit sich gebracht hatte. Unvermerkt verbreiteten sich davon

Copien; unvermerkt führten sie die Prinzessin ins Andenken zurück; geradezu den Absichten der Usurpatorin entgegen, führten auf die Spur der vermeynten Todten selbst fanatische Anbeter der Sophia Moria, selbst jene irrenden Ritter; während daß diese auszogen, ihr Grab zu plündern, entdeckten sie Nachrichten von ihrem Leben; von der Ritterfahrt brachten sie aus dem entlegenen Oriente manches Kleinod, das die Prinzessin dort zurückgelassen hatte, nach dem Occidente zurück. Noch lang indeß blieb sie selbst im Klosterkerker verborgen. Nicht ohne Mitwirkung mehrerer wohlthätiger Zauberkräfte, wie z. B. der Magnetnadel, der Teleskope und Mikroskope, der Typographie u. s. w. erfolgte doch endlich Sophiens-Befreyung. Die Befreyung dankt sie theils jenen griechischen Flüchtlingen, die, gleich den Parthen, in der Flucht siegten, die hinter sich die Barbarey zurückliessen, und vor sich her sie vertrieben; theils auch dankt Sophie die Rettung selbst einigen der vornehmsten Kronbeamten von Sophia Moria, voraus ihrem Haushofmeister, Leon von Medizis. Gegen sie von Liebe entflammt, zieht er sie nicht nur ans Tageslicht, sondern in seiner Gesellschaft gestattet er ihr die größte Freymüthigkeit. Dadurch stürzt er sich in die äußerste Verlegenheit. Um Pseudosophien, seine Königin, nicht eifersüchtig

zu machen, giebt er sich die Miene, er behandle ihre Nebenbuhlerin blos als Freudenmädchen oder Courtisane; zu dieser Rolle fühlt sich Sophie zu groß.

X. Hauptstück.

Sophie und Pseudosophie.

Was für seltsame Geschöpfe sind nicht die Männer! Was für seltsame Geschöpfe die Weiber! Immer nur wollen sie das andre Geschlecht entweder beherrschen oder von demselben beherrscht werden. Sonderbar zeichnet die ächte Sophie dadurch sich aus, daß sie zwar auch, wie jedes Weib, gerne gesehen und gehört wird, gerne rührt und gefällt; aber sie will weder herrschen noch beherrscht werden. Sehr also bedaurte sie es, daß ihre Liebhaber nicht nur die Sophia Moria verstoßen, sondern, an ihrer statt, sie selbst auf den Thron setzen wollten; keineswegs als wahre Freunde und Liebhaber anerkannte sie diejenigen, die weniger in ihrem Geiste als nach ihrem bloßen Namen sich bald Sophisten, bald Sophistianer nennten. Keineswegs, sagte sie, ist es ihnen um mich zu thun, um meine Person, sondern nur um meinen Schmuck, um mein Erbgut. Wenn sie sich ihr zu Ehren ausforderten, so verab-

scheute sie ihre Schwärmerwuth; wenn sie sich darum balgten, wer unter ihnen von ihr das treuere Bildniß besitze, so spottete sie der einen sowohl als der andern. Während daß ihre ängstlichen fanatisirten Anbeter sich nur mit Entzifferung dieses oder jenes Blattes, das sie aus Rom oder aus Griechenland mitgebracht hatte, ganze lange Tage, Nächte beschäftigten, und darüber ihren eignen persönlichen Umgang verscherzten, verbarg sich die Dame, und unter irgend einer einsamen Laube entblößte sie jeden ihrer geheimsten Reize irgend einem Vertrauten.

XI. Hauptstück.

Sophiens gänzliche Wiederherstellung.

Zum Vertrauten wählte sie jedesmal nur denjenigen, der frey und bescheiden zugleich war. Einer der ersten und glücklichsten war Bako. Zutritt bey Sophien verschaften ihm ihre beyden Favoritinnen, die Gelehrsamkeit und die Erfahrung; sie eroberte er theils durch den tief dringenden Blick, theils durch die eben so anmuths- als kraftvolle Sprache. Ihn beschenkte sie mit ihrem sehr getreuen und bis auf die kleinsten Neben-

züge genau ausgearbeiteten Bilde. Je länger je mehr wurden Sophiens traurige Schattenrisse verdächtig, mit deren Feilbietung bisher eine damals herrschende und nun vergessene Schule das schändlichste Monopol trieb. Ganz allen Credit verloren diese höchst ungetreuen Silhouetten, als Cartesius mit einer neuen Manier auftrat. In der Darstellung, die dieser von Sophien lieferte, incessu patuit Dea; ohngeachtet er aber dem Gange der Göttin auf dem Fuße nachfolgte, war er doch am Ende nicht glücklicher, als Apoll mit der Daphne. Sehr beleidigte er Sophien dadurch, daß er in ihren Gebehrden und Bewegungen nur Gewicht und Maaß, nur Mechanismus sah, weder Leben noch Geist. Unwillig entzog sie sich seinem Blicke unter seltsamen Wirbeln. Kühn trat ihr Spinoza unter die Stirne, aber wer ihr zu dreist ins Gesichte sieht, den straft sie mit heiligem Wahnsinne. Von ihrem Sonnenglanze betäubt, sinkt Spinoza aus Fluthen des Lichtes in Fluthen der Finsterniß; in demselben angebeteten Bilde erblickt er zu gleicher Zeit Alles und Nichts, den Liebenden und die Geliebte, Tochter und Vater, ein schönes Ungeheuer, aus widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetzt, Ariman und Oromasdes nur Eins. Ganz einen andern Weg wählte zu Sophiens Herzen Hobbes. Gerade dadurch empfahl er

sich ihr, daß er, gleich weit von galantem sowohl als von schwärmerischem Tone entfernt, ihr weder als einer Göttin huldigte, noch mit ihr, als mit einer Schäferin, tändelte. In seinem Umgange wurde sie gleichsam zur Männin, zur Amazone, obgleich zurückschreckend, doch reizend. Gefälliger, als er, schmückten sie seine jüngern Freunde mit Kränzen.

Völlig erhob sie sich aus dem Stande der ehemaligen Erniedrigung in den Stand der Verherrlichung, als sie mit Locke, Leibnitz, Newton und den würdigen Jüngern von diesen feyerlich hervor trat. An Locke's Seite zeigte sie sich simplex munditiis; an Leibnitzens Seite unter reichem, abwechselndem Schmucke, unter Edelsteinen und Blumen, unter den außerordentlichsten Verwandlungen. Newton krönte sie mit einem Nimbus von Sternen; zum Gefolge gab er ihr die Elemente, die Jahreszeiten und Horen, die, wechselweise sich fliehend und anziehend, sie in harmonischen Tänzen umschwebten. Zu den Füßen der Göttin legte Büffon das prachtvolle Füllhorn der Mutter Natur; in ihre Hand Montesquieu die mit Blumen umwundene Wagschale des Rechtes; zu Begleiterinnen gab ihr Voltaire die Grazien; Hume und Gibbon erhoben sie zur Vertrauten und Rathgeberin der Geschichte; Lessing und Winkelmann zur Hofmeisterin der Künste;

Addisson und Franklin gaben ihr Popularität; Spalding und Eberhardt söhnten sie mit der Theologie aus. Von allen Seiten, von den Thronen und aus den Hütten strömten ihr Verehrer und Liebhaber zu. Wer nennt sie Alle? Wenn sie sich dem Einen ganz in Lebensgröße, ganz nach der Natur, von jeder Seite darstellt, so weiß sich der Andre immer noch glücklich, wenn sie ihm nur den Fuß oder die Hand sehen läßt. Lebenslang spricht ein solcher voll Begeisterung weniger von ihr selbst, als von Sophiens einzelnem Zug oder Gliede, von der Hand oder dem Fuße.

XII. Hauptstück.

Ihre Flucht aus dem Gedränge.

Seit ihrer Befreyung aus dem Kerker flößte sie der Sophia Moria Respekt ein. Nicht nur schonte sie diese, sondern unvermerkt nahm die Usurpatorin selbst einen humanern Ton an; sie zitterte vor der immer wachsenden Menge von Sophiens Anbetern. Unter diese aber mischten sich aus Mode und Nachahmung auch Halbköpfe und Schwärmer, gleichsam Besessene unter den Begeisterten. Es sind falsche Anbeter, sagte Sophie; sie ehren mich mit den Lippen, aber ihr Herz

ist ferne von mir; beym Mangel an Unterscheidungskraft, an festem Charakter und Geiste verwechseln sie Sophien mit der Pseudosophie; sie treten zu dieser hinüber, wohl gar treten sie mit ihr gegen jene in Verschwörungen. Wirklich giebts unter ihnen solche, die selbst nicht wissen, was sie wollen, die sich von Sophien widersprechende Ideen formiren. Die Einen sprechen ihr alle Wirklichkeit ab, und machen sie zur leeren Abstraktion; Andre erblicken in ihr nur körperlosen Geist; wieder Andre nur geistlosen Körper. Bey solchem Widerspruche der Meynungen bereden sich Sophia Moria und ihre unzertrennlichen Begleiterinnen, die After-Urania und After-Politeia, ohne Mühe werden sie endlich das Heer von Sophiens Anbetern auf ihre Seite gewinnen; ohne Mühe Sophien ganz aus dem Wege räumen, oder doch sich ihrer als einer Maschine bedienen. Arme Sophie! Diese Welt ist eben so wenig für Sophien, als für Cato, geschaffen. Hier unter dem Monde will Jeder nur entweder Gönner oder Client, Herr oder Knecht seyn; du allein willst weder herrschen noch beherrscht werden! Auf Sophiens Rechnung schreiben ihre Feindinnen alles, was unter der Prinzessin Larve sie selbst verwirken; auf ihre Rechnung so viele ungeheure Mißgeburten, welche sie hin und wieder auf den Lehrstuhl, an den

Altar und Thron zu pflanzen bemüht sind. Voll Unwillen verbirgt sich Sophie. Noch weiß man nicht eigentlich, ob sie in den Himmel zurückkehrt, oder sich einstweilen bis zum Ablaufe der Sündfluth, wie Noah in der Arche, verschließt.

Verkehr zwischen dem Mond und der Erde *).

Vergeblich erwartete ich, daß doch am Ende der Revolutionsgeist für Europa irgend eine günstigere Richtung gewinne; leider sah ich, daß es auf jeder Seite den Kämpfern weniger um die Menschheit als um ihre eigne Person zu thun sey; ich sah, daß sie sich weniger um die Beglückung der Völker bekümmerten, als um ihre Beherrschung; ich sah die fatale Trennung der Moral von der Politik, und die unnatürliche Begattung des alten Aberglaubens mit der neuen Aufklärung. Aus den Angeln gerissen, sah ich so viele alte Verfassungen, und sah so viele ganz neue, die, wie es mir schien, nie werden alt werden. Vom Dämone des Hypochonders geplagt, zitterte ich vor dem Gedanken, über kurz oder lang werden Europa und seine glänzenden Städte mit dem vormals so blühenden

*) Geschrieben im Jahr 1799.

Asien und Tyrus und Sidon und Babylon und Carthago ähnliche Schicksale haben. Zur Vertreibung von meinem Mißmuthe entschloß ich mich, eine Luftänderung zu machen; ich verließ Europa; in Pekin schmeichelte ich mir, den ewig festen Wohnsitz väterlicher Regierung zu finden: Welche Bestürzung überfiel mich! Sogleich nach meiner Ankunft in China vernahm ich, daß man in Paris und London damit umgehe, mittelst des europäischen Revolutionsgeistes auch Ost- und Westindien in Flammen zu setzen. Länger kein Heil also für mich auf der ganzen unterlunarischen Erde; kein Rath, als nach dem Beyspiele von Aristophanes Vögeln ein Nest, einen Wohnplatz über den Wolken zu bauen. Hinauf sehnte ich mich nach irgend einem andern Planeten. In Pekin nährte meine Sehnsucht ein Missionair. Wir zimmerten eine Luftarche; Lebensvorrath nahmen wir mit; zum Athemholen packten wir Luft ein, die wir durch verschiedene Kunstgriffe erfrischten. An der Grenze der Mondatmosphäre wurde unsre Arche so leicht, daß sie jeder von uns ohne Mühe forttrieb. Den Weg von der Erde zum Monde, welcher zum wenigsten 52000 Meilen beträgt, legten wir in dem schnellen Fuhrwerke in Zeit von sechs Tagen zurück. In der Nähe des Mondes fieng unser Schiff an, nicht mehr von der Erde, sondern vom

Monde angezogen zu werden. Wir wußten nicht mehr, was oben und unten war. Die Arche wälzte sich, und das Fenster sah nach der Erde hin, die uns als großer Mond vorkam. Beym Widerstande der Mondluft gieng unsre Fahrt langsamer; wir öffneten den Cylinder und landeten am Ufer des sogenannten rothen Meeres. Hier ist die Luft weit subtiler als auf der Erde. Sehr befremdete uns die verminderte Schwere unsers Körpers und des Geräthes. In Verhältniß steht diese Schwere mit der Kleinheit des Mondes. Zur Verminderung der Bangigkeit, die uns die subtilere Luft verursachte, verbesserten wir sie theils mittelst der Vegetabilien, theils mittelst der dephlogistisirten Luft, die wir in Tonnen mitführten. Nach einiger Ausspähung des Landes, wurde es uns je länger je wahrscheinlicher, daß der Mond sein letztes Gericht bereits erlebt habe, und daß er ein zerstörter Planet sey. Hin und wieder sahen wir geborstene Gebirge, Lavafluthen, gesalzene Seen, Vulkane, Versteinerungen, verdorrtes Gesträuch. Wär unsre Arche zu Grunde gegangen, wie hätten wir im Chaos des Mondes unser Leben fristen können? Nirgends für uns weder angemessene Luft, noch eßbare Speise, noch trinkbares Wasser. Am grausenhaftesten ist iene Mondhälfte, welche von der Erde ganz abgekehrt, sich in ewige

Nacht hüllt, und nur zuweilen bey der schwankenden Bewegung des Mondes den Erdbewohnern in schmalen Streifen ein wenig sichtbar wird. Diese kalte und nächtliche Mondeshälfte ist eine Art Purgatorium, wohin zur Abkühlung jene Feuerköpfe verdammt werden, die sich hienieden unter verliebten, herrschsüchtigen, religiösen Schwärmereyen das Gehirn verbrannt haben. Unter den Bewohnern dieser Mondeshälfte erblickt man die kleinlichen Seelen von abgeschiedenen Großen der Erde. So wie der Mond selbst um vieles kleiner ist, als der Erdball, so haben auch die Bewohner eine um vieles kleinere Gestalt, als die Bewohner der Erde. Gerade hierin liegt die Hölle der Verdammten, daß sie einerseits aus Riesen Zwerge geworden, und anderseits das Mißverhältniß zwischen ihren ewig nagenden Begierden und dem Unvermögen, sie zu befriedigen, qualvoll empfinden. Anstatt der Palläste, die sie auf Erde bewohnten, kriechen sie nun im Schutte feuerspeyender Gebirge; anstatt furchtbarer Heere, mustern sie nun, wie die Kinder, kleine bleyerne Reuter. Uns Menschen von 5 bis 6 Fuß bewundern sie, als hohe Giganten; ängstlich wimmeln sie um uns her; sie zittern vor uns, als wären wir Würgengel, Herolden eines neuen immer schreckenvollern Gerichtstages.

Nur auf der entgegengesetzten, etwas mildern Mondeshälfte sind die pygmäischen Einwohner vielleicht mit der Zeit und unter angemessener Verpflanzung wohl noch einiger Ausbildung fähig. So wie man aus Afrika nach Amerika Negern versetzt, so könnten aus dem Monde nach der Erde die winzigen Mondlinge versetzt werden. Je winziger ihre Gestalt ist, je mehr sie an ärmliche Speise gewohnt sind, um so viel wohlfeiler wird ihr Unterhalt seyn; sehr wichtig hingegen kann ihr Dienst werden. Eben wegen ihrer Kleinheit können sie sich um so viel leichter verstecken, und wegen leichter Versteckung um so viel bequemer zum Auflauren dienen. Welche Revolution in den Sitten wird also nicht dieser neue Handelszweig hervorbringen? Bey Staatsunterhandlungen wird es kein Minister wagen, das Land an den andern zu verrathen oder zu verkaufen; denn nie ist er sicher, ob sein Prinzipal hinter dem Fürhang irgend einen abgerichteten Mondling versteckt. Im galanten Tête — a Tête erlaubt man sich nicht die geringste Freyheit, denn wie leicht verstecken nicht einen solchen Mondling entweder der eifersüchtige Ehemann oder der ängstliche Vater? Immer noch vor dem Pygmäen aus dem Monde wird man zittern, wenn man auch vor keinem Engel weder aus dem Himmel noch aus der Hölle zurückbebt. Indeß

auch zu gefälligerm Dienste bedienen sich die Damen der kleinen Ganymeden. Mögen auch die Amors von dem Spiegeltische einer Dame noch so höhnisch wegfliegen, so stehen ihr doch immer noch, als Suppleanten der Amors, unsre Mondlinge zu Dienste.

So wie, aus Noth gedrungen, die Bewohner der holländischen Sümpfe ost- und westindische Handels-Compagnieen errichteten: so sollten, fürwahr ebenfalls aus Noth gedrungen, nunmehr wir Schweizer Handels-Compagnieen im Monde errichten. Warum auch so ganz ohne Rückladung schicken wir Jahr aus Jahr ein eine ungeheure Menge von verdünstetem Geist und Verstand, von verliebten Seufzern und Grillen hinauf nach dem Monde?

Um den Mondhandel mit desto besserm Erfolge zu treiben, müßte freylich nach dem Monde eine Colonie geschickt werden. Am angemessensten passen hierzu unsre Schwärmer jeder Art. Da solche Menschen im Kopfe und Unterleib stark mit Winde angefüllt sind, wie viel leichter und schneller versteigen sie sich in die Wolken! Da ihnen ohnehin die gröbere Atmosphäre hienieden wenig behagt, wie viel leichter gewöhnen sie sich an die überirdische Mondluft! Wohlan denn, Ihr Frommen und Heiligen, die schon hienieden ganz Geist, nur Geist ohne Körper seyn wollen; wohlan denn,

Ihr metaphysischen Finanzräthe, die gerade dermal darauf spekuliren, wie man von Nichts leben könne: ohne Zweifel macht hierüber Ihr selbst nicht ungern einen Versuch dort oben an den Ufern der Salzmeere oder bey den Oeffnungen der Vulkane!

Wirklich mit Unrecht unterschiebt man dem Ehrennamen der Mondsüchtigen unedle Nebenbegriffe; Menschen sind sie, die sich nach dem Monde nur darum sehnen, weil sie dort leichterer Bewegung genießen. Hieher gehört aus Schröters selenotopographischen Fragmenten folgende Bemerkung: „Da im Monde die Körperschwere fünfmal geringer seyn muß, als auf der Erde, so müßen die Bewegungen der Körper ungemein leichter seyn, als hier." Dort also die eigentliche Rennbahn für Glücksritter, denen nur mit raschem Gange gedient ist.

Bevor ich indeß meine Vorschläge mehr im Detail vorlege, bedarf ich freylich sicherer Gewährleistung, daß ohne Widerspruch nur wir allein von dem Monde Besitz nehmen. Von dem heiligen Vater haben wir wohl nichts zu besorgen. Wie es scheint, ist jene Urkunde, in Kraft welcher über die Vertheilung neu entdeckter Welten er allein entschied, verloren gegangen. Einige Besorgniß hingegen erwecken doch immer noch die eine und andre Seemacht. Wie leicht könnte es ihnen

in den Kopf fallen, sich auch zu Luftmächten zu erheben *)!

Vorschlag zur Verfertigung von lebendigen Puppen.

Ihr Vorschlag, mein Herr, zur Gründung einer Handelsgesellschaft in dem Monde verdient alle Aufmerksamkeit. Nur unter immer weiterer Verbreitung des Colonialhandels verbreiten sich auch Cultur und Humanität. Damit aber das Mutterland nicht allzusehr von den Colonieen abhängig werde, darf es ja nicht die Erzeugnisse seines eigenen Bodens unbenutzt lassen. Nicht ohne Grund und nicht ohne Erfolg sucht man eben darum durch künstlichere Anwendung der Cichorien und Rüben, den amerikanischen Zucker und Caffee je länger je entbehrlicher zu machen. Sehr entbehrlich, mein Herr, sind uns wenigstens für itzt noch die Produkte des Mondes, besonders die Mondlinge. Solche Mondlinge, ich meyne, kleine lebendige Puppen

*) Man deute dieses Wort nicht unrecht! Hier nehme ich es in buchstäblichem Sinne, keinesweges in verblümtem, wie z. B. Horaz B. I. Ode 3, oder Paulus Ephes. III. 10. VI. 12.

oder Mignaturmenschen verfertigen hienieden lieber wir selbst. Bey der ungeheuren Ueberfüllung nämlich der müßigen, der nur verzehrenden Menschenklasse könnte doch der eine Theil der Menschen den andern als Waare verarbeiten, und sie nach der Verarbeitung, nicht ohne Gewinn, feil tragen. Verstehen Sie mich nicht unrecht! Hier ist keinesweges weder von Negern — noch überhaupt von Blut- oder Menschenhandel die Rede. Nein, allseitig friedlich und freundlich ist der Handel, den ich vorschlage; ein Menschenhandel freylich ist es, aber ein solcher, der im Alterthume selbst bey äußerst milden und verfeinerten Völkern, bey den Sybariten und Crotoniaten, mit Ehre geblüht hat *). Mittelst gewisser chemischer Operationen erstickten sie bey neugebornen Kindern schon im ersten Keime alles künftige Wachsthum; mittelst sorgsamer Erziehung richteten sie die kleinen Geschöpfe nicht nur wie Schooßhündchen, sondern zu Schooßhündchen ab. Wie? den Menschen, das Meisterstück der Schöpfung machten sie

*) Apud hos homunculi quidam parvi ac Scopei, ut inquit Timon, ob delitias reperiuntur, qui Stilpones ac melitæi catuli dicuntus, qui illos sequuntur in gymnasia. — Melitæis catulis lætantur Sybaritæ hominibusque non hominibus. Athenæus XII. 6.

schon bey der Geburt zum Pygmäen? Je nun, was liegt an der Gestalt? Ists Umfang der Gestalt, der den Menschen, der das Wesen, die Natur und Würde der Menschheit ausmacht? Ist der Mensch mehr oder weniger Mensch, je nachdem er einen Schuh oder Zoll mehr oder weniger groß ist? Wer dies behauptet, wird wohl auch behaupten: Mehr oder weniger Mensch sey derjenige, der mehr oder weniger köstlich ißt und trinkt. Wie dem indeß immer auch seyn mag, so kömmts am Ende bloß darauf an, was für Neugeborne in eine solche Pygmäengestalt eingeschnürt werden. Wer darf sich wohl ärgern, wenn ich dazu arme verwahrlosete Kinder empfehle? In wiefern man theils bey der Liederlichkeit ihrer Aeltern, theils bey der Nachläßigkeit der Polizey mit Gewißheit voraus sieht, daß sie zu Taugenichtsen und Bettlern, wohl gar zu Schelmen und Dieben, zu Räubern und Mördern aufwachsen, thut man nicht sowohl ihnen selbst als der Welt einen Dienst, wenn man ihr Wachsthum schon in der Wiege verhindert? Wozu ihnen die größere Leibeskraft? Entweder mißbrauchen würden sie diese, oder sie ungebraucht lassen. Wozu ihnen der größere Magen? Entweder gebrichts ihnen an Broderwerb, oder sie treiben ehrlosen, schändlichen Erwerb. Wozu ihnen die große lümmelhafte Gestalt? Sie nehmen in den Zucht- und

Verhaftshäusern allzu viel Raum ein. In wiefern sie Mignaturmenschen werden, wie viel weniger gefährlich und verderblich ist nicht ihr Daseyn? Während daß man den vierschrötigen Kerl mit Recht vor jeder Thüre wegschickt, ist der Mirmidon aller Orten willkommen; eben so theuer bezahlt und eben so zärtlich füttert man ihn, als das Schooßhündchen. Aber auch unter den höhern Menschenklassen wird wohl mancher Vater sein Kind nicht ungern zum Schooßhündchen, oder Schooßmenschlein abrichten lassen. Ach, wie viel leichter und besser findet es nicht unter der Puppengestalt Aufnahm und Brod, als so mancher vornehme Kriecher, Speichellecker, Schmarozer, der, ohngeachtet der stattlichen Größe, sich um eines Bissens willen jeder Erniedrigung Preiß geben muß! Sie sehen, mit diesen Diminutivis von Menschen meyn' ich es gut. Wie Mancher, der itzt vor den Großen die Hand auf den Mund legen muß, würde unter der Form eines Diminutivi selbst Se. Excellenz ungestraft anknurren; wie Mancher, der itzt im Vorzimmer schmachtet, würde dreist auf demselben Sopha sich neben den gnädigen Herrn lagern und mit seiner Gemahlin den Thee schlürfen; wie Mancher, der itzt traurig dem Nebenbuhler nachsteht, würde ihn triumphirend wegbeißen; wie Mancher, der sich der angebeteten Göttin kaum im Traume nähern darf, würde,

als Menschlein, sans façon sie ins Schlafzimmer begleiten!

Es giebt wohl kein gutes Haus, wo man nicht eben so gern einige Mirmidons pflegen wird, als Hunde, Katzen, Papogeyen u. s. w. Auf mancherley Weise kann man sich ihrer bedienen, z. B. beym Schachspiele, anstatt der Figuren; beym Spiegeltische oder überhaupt in Damengesellschaft; anstatt eines lebendigen Spielzeuges, so wie der tändelnden Courmacher.

Wohl auch starken Verbrauch findet diese Waare in größern und kleinern Hof- und Staatskabinettern. Je winziger die Mirmidons sind, um so viel sicherer bedient man sich ihrer zu geheimen Expeditionen; je weniger ihr Unterhalt kostet, um so viel lieber wird mancher Duodezfürst oder kleinlicher Freystaat zur Parade vielmehr ein Heer von Mirmidons besolden, als nur ein einziges Regiment sechsschuhigter Krieger, die ohnehin nie einen Feind zu sehen bekommen, es sey denn, das eigne einheimische Volk sey der Feind, den der Vater des Landes damit bekriegt und erdrückt. Ist aber der Herr von Kriegesdurste geplagt, so verschaft er sich ganz bequem und ganz wohlfeil das Schauspiel des Krieges, indem er unten im Schloßhofe die Gefechte, z. B. von Hohenlinden oder

Marengo durch seine Mirmidons in Mignatur darstellen läßt.

Kurz, aller Orten wird der Verbrauch solcher Menschenwaare ungeheuer groß seyn; am Ende werden sich die Mirmidons, die doch nicht von der Art und Natur der Maulthiere sind, in unbeschreiblicher Menge über den ganzen Erdboden verbreiten, und von Geschlechte zu Geschlechte fortpflanzen. So wie die heutige Menschenart allmählig ausstirbt, wächst hingegen ein ganz neues, das mirmidonische Menschengeschlecht. Dies erfolgt nach der goldenen Regel der Perfektibilität. Wenn nämlich in der Kindheit der Welt und im Schooße der alten Barbarey die Menschen sich durch größere, gröbere Gestalt auszeichneten, muß nicht beym Fortgange der Cultur sich ihre Gestalt unvermerkt verkleinern, und sich auf dem höchsten Punkte der Vollendung so sehr zusammenziehen, daß der Mensch zuletzt keinen größern Raum einnimmt, als z. B. entweder Swammerdams Saamenthiergen oder die innere Körperhülle von Connors verklärter Seele *). Heil uns,

---

*) Sehr gelehrte und weise Männer sahen eine solche successive Verkleinerung der Menschengestalt voraus, z. B. Esdras IV. C. 5. V. 54. 55. Plinius VII. 16. Varro beym A. Gellius III. 10. nur

wenn diese Kleinlichkeit, die ohnehin schon dem Zeitalter das Siegel aufdrückt, endlich auch an der Menschengestalt sichtbar wird! Alsdenn gewinnt wieder ein Jeder von uns hinreichenden Platz, und das ewige Drängen und Stossen hört auf. Besorgen Sie ja nicht, mein Herr, daß der Mensch mit seiner großen Gestalt zugleich auch die Herrschaft der Erde verliere! Keinesweges hängt die größere oder geringere Kraft von dem größern oder geringern Volumen der Gestalt ab. Noch so klein sey z. B. ein Magnet, immer doch zieht er Eisen an sich; noch so klein ein Körngen Weyhrauch, immer doch durchdringt sein Geist das ganze Tempelgewölbe; noch so klein die Flintenkugel, immer doch schlägt sie selbst in der Ferne Roß und Reuter zu Boden. Aeußerst dünn, luftig, kurz, ein wahrer Pygmäe war Hipponaktes, und darum schleuderte er nicht weniger mit außerordentlicher Kraft den schwersten Ball durch den weitesten Luftraum *). Gesetzt aber auch, daß unsere Menschlein dem Körper nach sehr wenig Kraft haben, so wissen wir doch, daß

---

darinn irreten sie, daß sie in ihrer noch grob sinnlichen Philosophie diese Verkleinerung für Ausartung hielten.

*) Athenäus XII. 29.

es nicht die Menschenfaust ist, welche das Pferd, den Stier und jedes Element bändigt, sondern die Geisteskraft. Wirkt aber diese nicht um so viel erfindsamer, freyer, wunderthätiger, je weniger sie unter körperlicher Last niedergedrückt wird?

Mittelst ähnlicher chemischer Operationen, wodurch der Mensch zum Menschlein metamorphosirt wird, kann auch das Menschlein zum Engelein metamorphosirt werden. Ein ganzes Volk solcher Engelein giebt es an der äußersten Grenze von Indien; sie gehören zu der Gattung der Pygmäen; sie sind aber befiedert, und nähren sich nur von dem Hauche der Blumen *).

Ja, von selbst wird sich die Fabrik unsrer Menschlein vervollkommnen, wenn sie nur einmal in Gang kömmt. Durch welche geheimen Mittel aber werde ich sie in Gang bringen? O dafür, mein Herr, seyn Sie unbekümmert. Sehr bekannt bin ich mit den Schriften der Alchymisten. Eisen und Bley kann ich zwar nicht in Gold verwandeln; ohne Mühe hingegen Menschen in Menschlein. Ich besitze geheime Papiere von

*) Gentem esse ajunt, apud extrema Indiæ, corporibus hirtis et avium ritu plumantibus, nullo cibatu vescentem, sed spiritu florum naribus hausto victitantem. Pygmæos quoque haud longe ab his nasci. A. Gell. IX. 4.

Julius Camillus und von Paracelsus. Sie wissen doch, daß, nach dem Zeugnisse des Amatus Lusitanus der erstere ein lebendiges Menschlein verfertigte, welches nicht größer war, als ein Daume; der letztre aber giebt zur Verfertigung solcher Menschlein umständliche Anleitung *).

Also denn zu einer Zeit, wo die Menge von Verbesserungs- und Finanzplänen nur allzudeutlich verräth, wie sehr man solcher Vorschläge bedürfe, gerade zu dieser Zeit wird mein Vorschlag willkommen seyn. Unter glücklicher Behandlung wird die Abziehung (extractus) des Menschleins aus dem Menschen wohl nicht weniger Credit finden, als z. B. die Zusammenziehung aller göttlichen und menschlichen Wissenschaften in den Sedez- oder Taschenformat.

Der Prediger.

Der Prediger: — Nein, bloße Gemeinplätze, nein, selbst noch so schöne blos moralische Abhandlungen taugen nicht für das Volk; immer noch weniger reinen Geist und Verstand hat es, als Sinnen, Gefühl

*) Parazelsus de natura rerum, wie auch Connor's religio medici §. 36.

und Imagination. — Ich: — Und wie denn machen Sie es auf die Lehren der Religion aufmerksam? — Der Prediger: — Ich knüpfe die Lehren an irgend einen hohen Pfal, um dem sie sich alle herumdrehen; ja, Freund, an den geweyheten Pfal vom Kreuze, oder, ohne räthselhafte Figur, an die erhabene, göttliche Person Jesu, von der alles ausfließt, und auf die alles zurückfließt. — Ich: — Fürwahr, ein eben so menschliches als göttliches Drama, eben so erhaben als rührend! — Der Prediger: — Wie höchst interessant ist nicht schon an sich der Menschenfreund, der Weise, der Held, der Märtyrer, und wie viel mehr wird es nicht seine Aufopferung für reine Tugend und Gottesverehrung, wenn wir überdenken, wie unendlich viel zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden sein Unterricht und Opfertod zur Veredlung und zur Beruhigung der Menschenseele beyträgt! — Ich: — Aber das herrlichste Schauspiel, wie ungemein viel verliert's nicht von seinem Eindrucke, wenn die Darstellung desselben gar zu oft wiederholt wird? — Prediger: — Wahr ists, von einem Jahre zum andern trag ich jede Woche dieselben Hauptlehren vor, aber auch nie tief und allseitig genug können sie dem Volke eingeprägt werden, jene eben so erhabenen als trostvollen Lehren von der Vereinigung des Menschengeschlechtes in nur

Eine Familie unter der Leitung des Allvaters, so wie auch von dem moralischen Zusammenhange zwischen dem Leben diesseits und jenseits des Grabes. — Ich: — Gott verzeih mirs! Noch so herrlich klinge das Saitenspiel, aber doch semper chorda oberras eadem. — Prediger: — Ja, wenn ich mich immerfort nur in demselben Zirkel von Chrieen herumdrehe, so ist die Vernachläßigung des gottesdienstlichen Unterrichtes nicht des Volkes Schuld, sondern die meinige. — Ich: — Wie aber ists möglich, daß ein Prediger jede Woche mit einer Predigt von neuem Stoffe oder auch nur von neuer Form auftreten kann? — Prediger: — Immer zwar predige ich nur Jesum, nur Jesu Geschichte und Lehre, von Zeit zu Zeit aber verbreite ich mich von dem Hauptstamme über die Aeste, von diesen über die kleinern Zweige; wohl auch verweile ich mich bey einzelnen Knospen und Blättern. — Ich: — Ja freylich, so wie für den Botaniker, ist auch für den Ausleger und Religionslehrer nichts ohne Bedeutung, alles bezieht sich auf jedes, jedes auf alles: den Detail aber verschmäht der große Haufen als kleinfügig, als fremde. — Prediger: — Mit Recht, in wiefern die aus dem Texte abgeleiteten Ideen und Nebenideen allzu weit hergeholt, in wiefern sie unter Zwang und durch Künsteley herausgepreßt, in wiefern sie noch über-

dieß ohne Verbindung mit den Hauptideen, kurz, ohne Anmuth und Würde dargestellt werden. Bey gefälliger Entwicklung hingegen und weiser Anwendung erzeugen die Nebenideen nicht nur angenehme Ueberraschung, sondern sie erwecken und unterhalten die Aufmerksamkeit. — Ich: — Wie aber und auf welchem Wege kommen sie theils gewichtigen, theils fruchtbaren Nebenideen auf die Spur? — Prediger: — Nur einiger Erfindungsquellen erwähne ich, nur der nahe liegenden. Vorerst lese ich die Schriftstelle nicht nur in verschiedenen Uebersetzungen, sondern auch im Original; hernach setz' ich an die Stelle des Altdeutschen das Neudeutsche; ich verwechsle den ungeläufigen Ausdruck mit dem geläufigen, die morgenländischen Sprachfiguren mit den abendländischen, die jüdischen Volkssitten und Volksmeynungen mit den heutigen. Um das Thun und Lassen Jesu und seiner Apostel, um ihre Reden und Lehren richtiger verstehen zu lernen, versetz ich mich unter dem Beystand ihrer Zeitgeschichte in ihr Zeitalter; wohl auch versetz ich in Gedanken sie selbst in das meinige. Indem ich allseitig und anschaulich Jesu Zeitgenossen darstelle, darf ich eben nicht lang auch die meinigen zur Schau stellen; ohne den geringsten beleidigenden Wink von Seite des Predigers stoßen sie alle dem Zuhörer von selbst auf, auch die

heutigen freygeisterischen Saduzäer und altgläubigen Pharisäer, die heutigen herrschsüchtigen Richter und Aeltesten, die unter Menschenfurcht und Gefälligkeit hin und her schwankenden Pilatus, die wechselweise ängstlichen und leichtsinnigen, immer doch schlauen Herodes, die unter auswärtigem Zepter hier gedrückten dort drückenden Untertyrannen, das blinde, wetterwendische, partheysüchtige Volk, das tiefe und allgemeine Sittenverderben, den endlichen Verfall und Umsturz. Indem ich mitten unter der kläglichen Finsterniß ein neues Licht hervorgehen sehe, Jesu reinere Moral und Gottesverehrung, so wende ich mich von Jesu Jüngern, von denjenigen, die er seine Herzens-Anverwandten nennte, zu seinen Herzens-Anverwandten und Jüngern in dem gegenwärtigen Zeitalter, und, indem ich mitten unter der verdorbenen Welt doch immer noch eine Martha und Maria, einen Lazarus und Simon, einen Nikodemus und Joseph erblicke, so erfreue, so ermuntere und tröste ich mich mit ihnen; nein, die Hoffnung geb ich nicht auf, daß Gott auch heute noch, wie vormals, aus der Finsterniß Licht hervorrufen werde; freylich aber scheint es mir dringend, daß auch heute wieder Jesu Jünger zusammenhalten, wie vormals; dringend scheint mir besonders auch die Wiederbelebung der gottesdienstlichen Versammlungen.

— Ich: — Und unter andern, wodurch? — Prediger: — Auch durch humanere Lehrart. — Ich: — Durch humanere? Ach, so übel geleitet, so verderbt ist der Sinn und Geschmack, daß immer ein großer Theil der Zuhörer die Predigt nicht als gute Predigt, nicht als ächt religiös und biblisch aufnimmt, wofern sie allverständlich, wofern sie auch im täglichen, häuslichen und bürgerlichen Leben anwendbar ist. So wie sich Mancher noch sein Ideal von einer guten Predigt formirt, muß sie mit üppigen Deklamationen, mit morgenländischen Blumen, mit dogmatischen Dornen und Disteln, vor allem aus mit einem gewissen feyerlichen, geheimnißreichen Dunkel umwunden seyn. — Prediger: — Ein Mensch von solchem Geschmacke besucht also die Predigt nicht, um sie zu verstehen, viel weniger um daraus Lebensregeln zu ziehen; er besucht sie, wie Mancher die Oper, um seine Imagination in Verzückung zu setzen und zu berauschen. — Ich: — Ja, Freund, um sich entweder in heiligen Traumgesichten selbst zu vergessen, oder vielleicht wohl auch, um durch die Wallfahrt zur Kirche Etwas um Gott zu verdienen. — Prediger: — Wohl ein sehr verdorbener Geschmack! — Ich: — Er entsteht aus Denklosigkeit und unterhält Denklosigkeit. Wie sehr nicht bedaur ich die Lage des Predigers? Wenn er nicht

nachdenkende Zuhörer voraussetzen darf, wie soll er sie vorerst denken lehren, wie soll er ihnen zum Denken Lust machen? — Prediger: — Je nun, in ähnlichem Falle ist der Prediger mit dem Schriftsteller. Wechselweise müßen der Eine wie der Andere bald sich zu ihrem Publikum herablassen, bald es zu sich hinaufziehen. — Ich: — Und wenn also der Prediger dem geist- und geschmacklosen Haufen Geist und Geschmack einflößen soll, wie greift er es an? Wie wird er z. B. für Aufgeklärte und Nicht-Aufgeklärte, für Altgläubige und Neugläubige gleicher Weise interessant? — Prediger: — Für die Einen, denk ich, knüpft er die Lehren der Lebensweisheit an biblische Figuren, für die Andern diese an jene. Eine Lehrart, eine Verschiedenheit der Lehrart, deren sich unter verschiedenen Personen und Umständen meisterhaft auch Jesu Apostel bedienen. — Ich: — Der Vortrag aber, den man von dem Prediger verlangt, soll (wie sie es heissen,) salbungsvoll seyn. Sonderbar! Auch die weltliche Beredsamkeit vereinigt mit Erleuchtung des Verstandes Erwärmung des Herzens, aber nur die christliche erhebt sich durch Salbung. — Prediger: — Ausschließend nur mit bürgerlichen Gegenständen beschäftigt sich die weltliche Beredsamkeit; noch überdies beschäftigt sich die Canzelberedsamkeit mit Gottes un-

sichtbarem Geiste und mit der Aussicht jenseits des Grabes. In wiefern von dieser Seite der Prediger einen höhern, geistigen Gegenstand behandelt, in wiefern er sich überdies dabey einer geweyheten Sprache, der Sprache der Gesalbeten Gottes, der Propheten und der Apostel bedient, in wiefern er das Feuer, mit dem er unser Herz schmelzt, gleichsam von dem Weyhrauch und Oele des Altars nährt, gewinnt seine Beredsamkeit Salbung; sie gewinnt Etwas von jener Begeisterung, welche den Männern Gottes das Ansehn heiliger Schriftsteller erwarb. Einige, obgleich freylich nur entfernte Aehnlichkeit mit unsern salbungsvollen Reden hatten vielleicht z. B. beym Orpheus und Linus, beym Plato und Pindar die Priesterhymnen und Mythen, — so wie auch die Anwendung derselben von spätern Rednern und Dichtern. — Ich: — Je nun, so wenig ich der Salbung ihren Werth streitig mache, glaub ich doch, daß sie nur cum grano salis gebraucht werden darf; bey öfterm Gebrauche schwächen auch die geistreichsten Essenzen mehr, als sie stärken. — Prediger: — Immer ist Popularität der erste Vorzug des Canzelvortrages. — Ich: — Und welchen Vortrag nennen Sie populair? — Prediger: — Einerseits in Absicht auf Inhalt und Gegenstand, in wiefern dieser den Umständen, den Bedürfnissen und Fähigkeiten

des Volkes angepaßt ist; anderseits in Absicht auf Ausdruck und Styl, in wiefern er aus solchen Wörtern und Redensarten besteht, die im gemeinen Leben geläufig und durchgängig faßlich sind. Ja wohl, unendlich verschieden ist von dem populairen Style der pöbelhafte. Jener unterscheidet sich durch Vermeidung von Redensarten, welche leicht unedle Nebenideen erwecken. Wenn Ernesti populairen Ausdruck empfiehlt, so setzt er warnend hinzu: Sed ita tamen, ut elegantia conservetur *). — Ich: — Leicht ertheilt man die Regel, aber nicht leicht beobachtet man sie. Das nächstemal, wenn Sie eine solche Predigt halten, die sowohl in Absicht auf Form als auf Inhalt ganz populair ist, lad ich mich bey Ihnen zu Gaste. — Prediger: — Leicht denk ich mir eine Predigt, deren Inhalt nicht etwan nur überhaupt populair, sondern wohl gar dem ersten Anscheine nach geringfügig und der Canzel unwürdig ist, der aber unter schicklichem Gesichtspunkte Würde gewinnt und nicht ohne Würde dargestellt wird. — Ich: — Ein Beyspiel? — Pfarrer, indem er aus dem Pulte ein Blatt hervorlangt: — Eine Predigt hab ich nicht vorräthig, aber doch dazu den Plan; den Plan zu einer Predigt — nehmen Sie

*) Init. Rhetoric. §. 313.

nicht voreilig Anstoß — über den weiblichen — Kopfputz. — Ich: — Sie scherzen; Sie, mein Freund, werden doch nicht den homiletischen Geschmack jener Joh. Geiler von Kaysersberg und Abraham von Sanct Clara begünstigen! — Prediger: — Eben so wenig, als moralisch-religiöse Mikrologie. — Ich: — Wohlan denn, über den Kopfputz, und nun, der Text. Woher dieser? — Prediger: -- Solcher giebt es wohl mehrere, z. B. Esai. III. 16--24. 2 Petri III. 3--5. Aber mit so viel Feinheit und Gründlichkeit behandelt kein andrer heiliger Schriftsteller den weiblichen Kopfputz, wie Paulus. Hier die Stelle 1 Cor. XI. 3--16. -- Ich, nach Ablesung der Stelle: -- Und nun hierüber die homiletischen Bemerkungen! -- Prediger: -- Wählen Sie nach dem Bedürfnisse der Personen und Umstände aus. Vorerst überhaupt allgemeinere, z. B. folgende:

Unbedeutend scheint Manches, was wichtig seyn kann. Wenn bey den gottesdienstlichen Versammlungen die jüdischen Christen auf die Bedeckung des Hauptes drangen, und hingegen die griechischen sich hierüber größere Freyheit anmaßten, wie sehr bedurften nicht beyde Partheyen zur Verhütung verderblicher Trennung eines weisen Vermittlers? Hier Bemerkungen über die mehr oder weniger begründete Autorität des Herkom-

mens, über den Einfluß alter und neuer Moden, unterscheidender Nationaltrachten, überhaupt über den Gebrauch und Mißbrauch des Kleiderschmuckes, über den angemessenen Schmuck für jeden Stand, jedes Land, jedes Alter und Geschlecht. Alsdenn aber über das Verhältniß beyder Geschlechter, woraus theils der schöne Zweck der Natur, nämlich Uebereinstimmung des Mannigfachen, theils gegenseitige Theilnehmung, kurz, alle Früchte des häuslichen und selbst des bürgerlichen Lebens herfliessen. Allein lieber lassen Sie uns Stückweise gehen:

V. 3. Wohlthätigkeit moralischer Hierarchie und Subordination.

V. 4. Vorzug offener, freyer, heiterer Religiosität vor der finstern. (Math. VI. 17.)

V. 5. Schande gröberer Leichtfertigkeit und Frechheit, aber nicht nur in Thaten, sondern auch in Reden, Gebehrden u. s. w.*)

V. 6. Nicht nur durch gröbern Ausbruch, sondern auch durch kleinere Ungezogenheiten wird das weibliche Zartgefühl beleidigt; nicht nur verräth sich durch das Aeußere das Innere, sondern sehr leicht wird wirklich auch durch jenes dieses befleckt.

---

*) Cyprian de habit. Virgin. Clemens Alexandrin. Pædag. II. 10.

V. 7. Gleichsam wie Gott die ganze Schöpfung als Allvater regiert, so regiert nach dessen Vorbilde der Hausvater sein Haus; unter seiner Aufsicht bestrebt sich das Weib als Gehilfin dem Manne und dem Hause Ehre zu machen.

V. 8. Alte Mythen, ihre moralische Anwendung. Nicht weniger lehrreich und schön ist beym Moses die Geschichte von der Erschaffung des Weibes, als z. B. jener platonische Mythos, nach welchem sich der Ueberfluß mit dem Bedürfnisse, Kraftgefühl mit Zartgefühl, Stärke mit Schwäche vermählt.

V. 9. Das gute Weib ist nur in sofern glücklich, in wiefern es den guten Mann beglückt; nur in wiefern es dem Manne wirklich Achtung und Liebe einflößt, vertraut es sich ihm.

V. 10. Sittsames Betragen, Schutzwehr weiblicher Tugend. (1 Mos. XX. 16.) Heilsamer Eindruck der Vorstellung, daß man, wenn auch nicht unter den Augen ehrwürdiger Menschen, -- doch immer unter den Augen höherer, ja, des höchsten Wesens selbst stehe. Ob der Begriff, daß der Mensch unter der Aufsicht von Engeln stehe, wirklich Grund habe, oder nur Volksglauben sey, immer doch bequemt sich der Weise in seinem Ausdrucke auch nach dem Volksglauben, in wiefern er nicht schädlich ist.

V. 11. Glück gegenseitiger, treuer Abhängigkeit; Unglück häuslicher Zweytracht, Tyranney und Auflehnung; am glücklichsten sind beyde Hälften im Herrn, d. i. in religioser Vereinigung.

V. 12. Wenn der Mann als Fürsorger und als der Erste, als das Haupt ehrwürdig ist, so ists das Weib als Mutter. Vereinigt sind beyde in Gott. Alles in Allem ist Er.

V. 13. Uebrigens dringt der Apostel Andern sein Urtheil nicht auf; sie selbst läßt er ihre eigne Urtheilskraft brauchen; auf ihr inneres Gefühl macht er sie aufmerksam. Wie viel besser empfiehlt sich nicht das Weib durch Sittigkeit als durch Frechheit?

V. 14. Nur gebe man Acht, worauf die Natur selbst führe, oder das natürliche Gefühl, gesunder Sinn, oder auch Herkommen und Sitte *)! Ohne weitere Belehrung, erinnern uns nicht auch sie schon, daß ein reicher Haarschmuck, als Zeichen der Eitelkeit und Weichlichkeit, dem Manne übel anstehe? Hier über weibische Verzärtlung und kindische Tändeley **).

V. 15. Jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand

---

*) Nunquam aliud Natura, aliud sapientia dixit.

**) Attextis capite crinibus fœminam mentiebatur, heißts beym Apulejus.

haben ihren eigenen Anstand. So übel dem Manne ein reicher Haarschmuck ansteht, so gut hingegen kleidet er das Weib. Bey gehöriger Beschränkung nämlich dient dem Weibe der Schmuck theils zur Empfehlung, theils zur Behauptung der Würde.

V. 16. Uebrigens giebt es Moden und Meynungen, die jeder dem andern lassen mag. Hierüber zu zanken, ist unweise; hierüber entscheiden wir nicht, und freyen Spielraum gestattet hierüber auch unsre Verfassung. Nichts wissen will der Apostel weder von kleinlicher Casuistik noch von Unduldsamkeit.

Zum Beschlusse bemerken wir, daß, wenn es selbst ein hoch erleuchteter Apostel nicht unter sich findet, hierüber in einem Hirtenbriefe so weit in den Detail zu gehen, wohl auch zuweilen ein Prediger in ähnlichen Detail eintreten mag.

Der weibliche Kopfputz, in höherer religiöser Hinsicht.

Nach 1. Corinth. XI. 3—16.

Unaufhörlich mit den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit war der große Apostel beschäftigt; unaufhörlich arbeitete er an der Umkehrung des Opfer- und

Bilderdienstes, an der Vereinigung der entzweyten Gottesverehrer, an der Ausbreitung einer reinern moralischen Religion, an der Gründung und Verbesserung so vieler religiösen Verbrüderungen; nichts desto weniger fand er immer noch Zeit, seine Aufmerksamkeit auch auf Dinge zu richten, die zwar unbedeutend und gering scheinen, die aber ganz unbemerkt von wichtigem Einfluße sind. Unter den Vorschriften, die er den neu gestifteten Brüdergemeinen mittheilt, vergißt er ja nicht die Vorschriften für den weiblichen Kopfputz.

V. 3. Damit beginnt er, daß er seine Schüler und Jünger an das eigentliche moralische Verhältniß zwischen den beyden Geschlechtern erinnert. Gerade in derselben Beziehung, in welcher Jesus Christus als Stifter und Haupt der reinern Gottesverehrung zu Gott, seinem Vater steht, steht der Mann zu Jesu, als seinem Führer und Lehrer, und das Weib zu dem Manne, als zu dem seinigen. Alles in Allem ist Gott, zur Verbreitung des Heils und Lichtes aber bedient er sich verschiedener Werkzeuge, und zur Verhütung regelloser Verwirrung leitet er Licht und Heil gleichsam von einem Canal in den andern. So wie Jesus Christus unmittelbar aus der göttlichen Urquelle selbst schöpft, so schöpft der Mann aus dem Lichte Jesu, und das Weib aus dem Lichte des Mannes.

V. 4. Von selbst ergiebt sich hieraus, wie derselbe religiöse Sinn und Geist, der ohne Unterschied Mann und Weib gleicher Weise belebt, nichts desto weniger bey jedem Geschlechte sich auf verschiedene Weise an den Tag legt. Wenn der Mann vor Gott hintritt, wenn er betet oder Gottes Offenbarungen auslegt und mittheilt, so thut ers mit unbedecktem Haupte. Entehrend wär für den Mann die Verhüllung. Verhüllung nämlich verräth theils Erniedrigung, theils Niedergeschlagenheit *). Nein, wenn der Mann vor Gott tritt, so thut ers mit offener, heiterer Stirne; frey tritt er vor Gott, wie vor den Vater der Sohn **).

V. 5. So wie aber den Mann edle Zuversicht kleidet, so kleidet hingegen das Weib edle Bescheidenheit. In den gottesdienstlichen Versammlungen trat

---

*) Corinth. III. 14—17.

**) Diese Auslegung gründet sich auf Plutarchs Abhandlung über die Gebräuche der Römer. Man sehe Amyots Uebersetzung Th. III. Demandes des choses romaines §. 10—14. Nur bey traurigen Feyerlichkeiten verhüllten die Römer das Haupt. — Auch sehe man den Maimonides im More Nephokim Th. III. C. 52. Daselbst spricht er von gewissen Lehrern, welche die Entblößung des Kopfes aus dem Grunde verweigerten, weil ja die Majestät Gottes selbst sie umhülle.

zuweilen wohl auch ein Weib auf; besonders in revolutionären Zeiten wagt ein freyeres, öffentliches Wort wohl auch ein Weib, aber die weibliche Sittigkeit und Würde entehrt es, wenn es, unverschleyert, zu frech die Stirne erhebt. Einer beschorenen, einer feilen Dirne gleicht es.

V. 6. Vergißt sich das Weib so weit, daß es öffentlich den Schleyer der Bescheidenheit weglegt, so mag es eben so dreist sich unter Wegschneidung der Haarlocken öffentlich als feile Dirne ankündigen *). Fürwahr, wenn sie als solche sich schändet, so schändet sie sich auch durch unverhülltes, stirnloses Auftreten. Den Schleyer also werf sie nicht weg; Sinnbild der Bescheidenheit ist er.

V. 7. Ein ganz anderer Anstand kleidet den Mann. Offen, frey und unverhüllt tritt dieser hervor. Noch so voll Verehrung gegen Gott, darf doch er auch vor Gott seine Würde fühlen, in wiefern er nämlich sich dabey erinnert, daß sich in ihm und durch ihn Gott abbilde und ehrenvoll kund mache. Ehrenvoll aber stellt den Mann das Weib dar.

*) 5 Mos. XXI. 12. Esai. III. 17. Um sich vom Verdachte rein zu waschen, mußte sich das Weib der Entblößung des Haupts unterziehen. 4 Mos. V. 18.

V. 8. Der Mann hat den Rang nicht nach dem Weibe, sondern den Vorrang vor ihm.

V. 9. Auch ist der Mann weniger vom Weibe abhängig, als das Weib von dem Manne.

V. 10. Hierinn liegt der Grund, warum das Weib bescheiden seyn soll. Seine Schutzwehr ist der Schleyer der Bescheidenheit *). Vor Menschen und Engeln erscheint es nur unter diesem mit Anstand.

V. 11. Obgleich wir indeß dem männlichen Geschlechte vor dem weiblichen den Rang geben, so behaupten wir darum nicht weniger, daß im Geiste des Herrn, in höherm moralisch - religiösem Sinne, der Mann weder ohne das Weib noch das Weib ohne den Mann leben oder glücklich seyn kann.

V. 12. Hierauf führt uns die Anordnung selbst der Natur und die Schöpfungsgeschichte. So wie nämlich bey der ersten Erschaffung das Weib die Geburt dem Manne dankte, dankt sie der Mann nun dem Weibe. Alles aber danken wir Gott.

V. 13. Uebrigens laß ich Euch selbst urtheilen, ob es für das Weib anständig sey, mit frecher Stirne, ohne Schleyer, vor Gott zu treten **).

---

*) Merkzeichen anerkennter Uebermacht, z. B. auf der Stirne der Samier. Aelian II. 9.

**) 2 Petr. III. 3—5.

V. 14. Führt Euch darauf nicht schon ein natürliches Gefühl, daß lange fliegende Haarlocken, in wiefern sie Eitelkeit und Weichlichkeit verrathen, den Mann schlecht zieren? *)

V. 15. Mit Ehren trägt den Haarschmuck nur das schwächere Geschlecht, denn diesem dient er zur Behauptung der weiblichen Würde, zur Hülle gegen frevelnde Blicke **).

V. 16. Wofern indeß hierüber Jemand Streit haben will, so ists unter uns nicht Sitte, und auch nicht unter den Gemeinen Gottes. (Jak. III. 14.)

*) Auch hierin, so wie in manchen andern Dingen, machte die Lykurgische Verfassung eine Ausnahme. (Plutarch des Dits notables, nach Amyot Th. I. S. 284.) Die Haare lang wachsen zu lassen, ist nach dem Eustath erzweibisch.

**) Ohne schön geflochtene oder schön fliegende Haarlocken war den Milesiern das schönste Weib nicht schön. Si cujuslibet eximiæ pulcherimæque fœminæ caput capillo exspoliaveris, et faciem nativa specie nudaveris, -- calva processerit, placere non poterit nec suo Vulcano. Apulejus 2. Milesior. Auch sehe man Ursins Anol. de christian. Officiis S. 170.

Alpineus dreyzehn Töchtern.

Ob sie wirklich eine gemeinschaftliche Mutter, und, wenn sie eine solche gehabt haben, ob die Mutter bey der Niederkunft gestorben, oder nachher von irgend einem Zauberer entführt worden sey, hierüber theilen sich die Genealogisten eben so sehr in entgegengesetzte Meynungen, wie z. B. über die eigentliche Abstammung so vieler Götter und Göttinen. Ganz natürlich, noch weniger kennt man ihre Abstammung von väterlicher Seite. Die eine dieser Töchtern soll von einem Hirten erzeugt worden seyn; die andere von einem Jäger oder Freybeuter; die dritte von einem Waldbruder; so wie Remus und Romulus, hatten sie irgend ein Raubthier zur Amme, und zum Nest eine Waldhöhle. Von Vater und Mutter verlassen, irrte jede für sich allein hin und her in dem Gebirge; die eine ließ sich am Fuße des Gebirges nieder, die andere auf seinem Gipfel; unvermerkt unterwarf sich aus Noth und Mangel jede ihrem besondern Pflegvater; unvermerkt wuchs unter guter Zucht jede zur flinken, stattlichen Dirne empor; je nach der Art und Sitte ihres besondern Erziehers und Vormünders die eine als Alpenhirtin, die andere als städtisches Mädchen. Mit zunehmendem Alter sahen sie sich selten, nicht ohne

Schwierigkeit, und nie anders, als unter Aufsicht der Vormünder. Diese letztern hingegen knüpften unter sich genauere Bekanntschaft; traulich theilten sie einander über die Leitung der Mündelkinder sowohl ihre Rathschläge als Besorgnisse mit. Jeder dieser Vormünder befand sich in einer von den übrigen ganz abgesonderten Lage. So z. B. behaupteten sie am Fuße des Gebirges immerfort auch über die bereits erwachsenen Töchter beynahe unbedingte Autorität; am Gipfel hingegen betrachteten sich die rohern Hirtinnen sehr frühzeitig als majorenn. Welche seltsame verworrene Wirthschaft! Je länger je mehr strebten die Töchtern des Thales nach ähnlicher Freyheit mit den Töchtern des Gebirgs; hingegen strebten die Väter im Gebirge nach ähnlicher Verstärkung ihres Ansehns mit den Vätern im Thale. Gegenseitig gaben in Berg und Thal sich die Väter zur Niederdrückung des hohen Geistes der Töchter die Hand; von Zeit zu Zeit suchten sie auch diese mit den Dienstmägden oder Sklavinnen in gleiche Reihe zu setzen. Um so viel leichter gelang ihnen für einige Zeit die Behauptung der Meisterschaft, je mehr auf der einen Seite jeder dem andern hiezu die Hand bot, und je schlauer sie theils zwischen den Schwestern selbst, theils zwischen diesen und den Dienstmägden Mißtraun und Eifersucht nährten.

Nicht immer indeß unmündig blieben die Töchter; sie besassen alle eine sehr gute Constitution; sie waren gesund, stark, dabey blutreich, lebhaft, in unaufhörlicher Bewegung; von Zeit zu Zeit reizte sie die strotzende Gesundheit zu kleinen Ausschweifungen. Unter dem Vorwande, sie mögten sich unter verwegenen Sprüngen und Tänzen entweder ein Fieber zuziehn oder Hals und Bein brechen, suchten in Verbindung mit den Hausärzten die Vormünder das feurige Temperament der Töchter in etwas zu mäßigen; sie untersagten ihnen unbedingten Genuß, schwächten sie durch Aderlässen, und schlossen sie von manchem Freudenspiel aus. Im Unmuthe hierüber warf die eine und andere Dirne den Vormünder mit dem Arzte vor die Thüre. Drolligt benahmen hiebey sich diese. Großentheils alt, besassen sie weder Kraft noch Anmuth genug, um entweder durch Autorität oder durch Liebkosungen über der Töchtern böse Laune wieder Meister zu werden; einzig darauf beschränkten sie sich, den rebellischen Mündeltöchtern in sauersüßen Worten unter abwechselndem, bald sanfterm, bald gebieterischem Tone vorzustellen: Wir haben ein vollgültiges, ausschliessendes Recht über Euch; es gründet sich auf ehrwürdige Verjährung; auf eure Huldigung gründet es sich; nur zur Beförderung eurer eignen Wohlfahrt üben wir's aus. Wenig indeß

vermögen auf ein lebhaftes, flüchtiges Mädchen weder philosophische noch diplomatische Beweise; nicht durch Beweise, sondern durch das Gefühl will es von seinem Wohlbehagen überzeugt werden. Bereits gewinnts den Anschein, daß die eine und andere unter den Töchtern dem Vormünder für immer den Riegel stoßen, und hingegen einen fremden Buhler ins Schlafgemach aufnehmen werde.

Zur Wiedereroberung des verlornen Ansehns treten nun die sämtlichen Vormünder gemeinschaftlich und feyerlich in Berathschlagung: 1) So gern man auch wollte, sagen die Einen, so kann man's doch keineswegs läugnen, die Mädchen wachsen unter der Ruthe hervor; sie haben Anspruch an Vollbürtigkeit; nicht länger als Kinder müßen wir sie behandeln, sondern als Hausfreundinnen. Warum nicht gar als Hausgöttinnen, schrien voll Entrüstung ein paar Andere. Fi! Wie unehrbar ist nicht das freye Betragen der Mädchen! Zum Gehorchen sind sie geboren, so wie unser Geschlecht zum Regieren. Was gewinnen wir durch Nachsicht und Schonung? Ihr seht es; wir nähren nur ihren Uebermuth; wenn wir sie nicht an den Spinnrocken binden, so schicken sie zum Spinnrocken uns. Gleich den Chineserinnen, hatten sie jede neue Mode verabscheut, und nun reißen die verwünschten französischen Moden

und Aufklärungsfabeln auch unter uns ein. Wofern wir nicht sogleich und mit Autorität den neuen Modegeist weithin beschwören, gute Nacht mit unsrer Vormundschaft! Uns werden die Dirnen einen neuen Code de toilette vorschreiben; von uns werden sie hundert neue Achtsamkeiten verlangen; Bücklinge und Verbeugungen werden wir bald so machen müßen, bald anders; die Hälfte unsrer Zeit werden wir mit den Damen beym Putztische vertändeln; kurz, von der Höhe der Herren und Vormünder werden wir hinab sinken zu Jungfernknechten und Cicisbeos. Ob wir zu solchem neuen Handwerke geschickt seyen, das mögen in unsrer Mitte so viele ehrwürdige Grauköpfe beantworten. Zu steif ist mein Rücken, ruft nun der Eine und Andere, um sich galanter Weise zu biegen; zu blöde mein Auge, um hinter der Brille zu liebäugeln; zu schwach mein Knie, um mich auf dem Tanzsaale mit schlanken Nymphen nach dem Takte zu heben.

Nach wiederholter, langer, ernsthafter Berathschlagung beschlossen die ehrwürdigen Männer: Gepränge lieben die Schönen; durch Gepränge blenden wir sie. Voll Gravität erheben sich mitten unter dem Chore der dreyzehn Töchtern die Vormünder: Ihr seht es, sprechen sie, vereinigt sind Wir; wir Männer alle nur Ein Mann. Hörts, Töchtern, vereinigt mit uns seyd

Ihr in der gemeinschaftlichen Familie, deren Häupter wir sind. Hörts, in der Nähe und in der Ferne Freunde und Feinde, wir Alle sind nur Ein Mann. Wer wagts, wer entführt uns die Töchtern? Betroffen vernehmen diese das Machtwort; hinter der Bühne wiederholt es mit leisem Spotte ein versteckter Neufranke: Wer wagts, wer entführt uns die Töchtern? Nein, groß ist nicht das Wagstück; schwer nicht die Entführung des Mädchens, dem der Vormünder nicht länger Zutrauen einflößt. Da dieser letztre immerfort wechselweise bald droht, bald verspricht, und immerfort halb nur so wohl die Drohungen als die Versprechungen erfüllt, so macht er endlich die Mündelkinder wildscheue; bey diesen erleichtert er selbst dem versteckten Neufranken und seinen Gesellen den Eingang. 2) Wahr ists, klug genug faßte die Eine und Andere auch gegen diese nicht weniger oder noch mehr Mißtrauen, als gegen die Vormünder; jene aber empfahlen sich unter den schmeichelhaftesten Vorspieglungen. Seitdem Euch, sprachen sie, eure Haustyrannen zu strengerer Diät und gleichsam zu klösterlicher Unterwerfung verdammten, kränkelt Ihr. Um Euch von den Vapeurs zu befreyen, empfehlen wir Euch unsere Wunderärzte aus Paris, die Doktoren Mengaud und Güiot. Ihre Hauptvorschriften sind freye Luft und Bewegung; einzig

unter Spiel und Tanz geben sie den Patientinnen neue Stimmung und Kraft. (3.)

Unter solcher Verblendung nehmen die dreyzehn Töchtern, die nun um so viel mehr Muth fühlen, weil sie sich durch schwesterliches Einverständniß mit den bisherigen Dienstmägden verstärken, rasch den Entschluß zur Verstossung der Vormünder, die den fremden Buhlen den Zutritt versagen.

Traurig und voll Unmuth, wollten die Vormünder dem Spiele nicht länger zusehen; mehrere ergriffen den Wanderstab, indem sie unterweges jenes Lied anstimmten:

Vixi puellis nuper idoneus,
Et militavi non sine gloria:
Nunc arma defunctumque bello
Barbiton hic paries habebit,
Lævum marinæ qui Veneris latus
Custodit. Hic, hic ponite lucida
  Funalia et Vectes et Arcus
  Oppositis foribus minaces.
O quæ beatam Diva tenes Cyprum, et
Memphim carentem sithonia nive,
Regina, sublimi flagello
  Tange Chloën Semel, arrogantem.

Nicht unerhört (wie hernach der Erfolg lehrte) ließ Venus die Seufzer *). Hin und wieder fanden die Ausgewanderten nicht ungünstige Aufnahme; voll Ungeduld warteten sie den Moment ab, wo sie einst im Begleite ihrer auswärtigen Gastgeber in die Heimath zurückkehren, und mit dem Sublimi flagello theils die spröden Chloen zahm machen, theils die ungezogenen freyer fortjagen wollten.

Mittlerweile trieben diese letztern im Kreise der dreyzehn Töchtern ihr Spiel nicht weniger lustig, als vormals in Ithaka die Schlemmer an Penelopens Tische. O der bethörten Mädchen! Darum verloren sich ihre Vapeurs nicht; mit jedem Tage verschlimmerten sich ihre Gesundsheitsumstände. Unvermerkt wurden sie der fremden Gäste und Rathgeber müde. Wer heftet für lang ein Mädchenherz, wer vereinigt im Mädchenherzen die Widersprüche, wer besiegt seine wetterwendische Laune? So blöde werden bey den Töchtern Kopf und Magen, daß sie nur ihre Unbehaglichkeit fühlen, aber sich nicht aus dem elenden Zustande herausziehen können. Von Zeit zu Zeit machen sie den fremden Gästen bittere Vorwürfe: Uns, sagen sie, laßt Ihr verhun-

---

*) Venus, sie, die sich aus den schäumenden Meeresfluthen erhebt.

gern, und Euch mästet Ihr. Eben so schlau als kühn, lehnen jene die Schuld von sich ab: Wahr ist's, die Zeche bezahlen wir schlecht; wahr ist's, eure Kleinodieen, eure letzte Sparbüchse packen wir ein; auch wahr, zu Dienste steht Ihr uns, und hungern lassen wir Euch; dies Alles indeß nur für das Heil eurer Seele; nur zur Verwahrung des nun einmal errungenen, unschätzbaren Gutes, der Freyheit und Gleichheit; nur zur Verhinderung von der Rückkehr der Tyrannen. Heil Euch, glückliche Töchtern! Befreyt haben wir Euch von den Vormündern, und in eure Mitte führen wir die Mutter, die wieder neu auflebende Alpina, sie, die Pflegamme und Heilbringerin. 5) Nicht in unserer Hand, sondern in der Mutterhand liegt eure Wohlfahrt.

Die Worte machen ganz verschiedenen Eindruck auf verschiedene Töchtern; bey allen erwecken sie eine Art von abderitischem Fieber *). Das Fieber äußert sich

---

*) Während eines schwülen Tages wurde in Abdera unter großem Gedränge die Andromeda gespielt. Sowohl die Hitze des Tages als die heftige Deklamation der Schauspieler entflammte die Imagination der Zuschauer so stark, daß sie Alle von einem Fieber ergriffen wurden, in welchem sie unaufhörlich die Jamben der Andromeda herum warfen.

durch ganz entgegengesetzte Symptome. Voll Jubel rufen unter den Töchtern die Einen: Wieder gefunden ist sie, die Mutter; an die Stelle der herrsch- und habsüchtigen Vormünder tritt sie; uns alle vereinigt ihr Schooß. Wiedergefunden ist sie. Feyert die Zurückkunft der Mutter; feyert unter Hochgesang und Opferblute die wiederkehrende Sonne! Nein, rufen die Andern, sie ist nicht unsre Mutter; Stiefmutter ist sie; Vampyre. Seht Ihr nicht, wie sie kindert? Wechselweise bald mürrische Vettel; bald Kind, das man am Gängelband führt. Noch Andre fahren vor ihr erschrocken zurück, wie vor einer Gespenster-Erscheinung. Während daß die vorgebliche Alpina von den Einen als Mutter auf den Thron gesetzt, und von den Andern als Furie verwünscht wird, raufen sich die Töchtern bey den Haarlocken, sie schlagen sich blutig, und links und rechts ziehen die Einen die Neufranken, die Andern die Vormünder und mit diesen ihre Gastgeber herbey. 6).

Die klägliche Verwirrung benutzen unter den zudringlichen Hausfreunden einige Schlauköpfe: Uns, sagen sie, laß man machen; fort mit den Idioten und Quacksalbern! Aeskulaps ächte Söhne sind wir; Theoretiker wir. Willkommen ist Alpinens Töchtern jeder, der die Menge der Schmarozer vermindert; mit unbe-

dingtem Zutrauen übergeben sie sich der Leitung weniger vermeynten Adepten 7). Und wie? Nach wenigen Monaten laufen auch diese Gefahr, bey den armen Patientinnen in Ungnade zu fallen. Zur Herzensstärkung, rufen diese, gaben uns eure Vorgänger nichts zu verschlucken, als Luft: Was gebt Ihr uns zur Stärkung viel anders, immer nur Hoffnung? Vor Ueberdruß bringen wir ihre Tropfen kaum mehr hinunter. O der Thörinnen, entgegnen ein paar Mädchen, die nur sich allein für die klugen Jungfrauen halten, o der ungeduldigen Thörinnen! Warum nicht die Genesung warten sie ab? Langsam zwar wirkt die vorgeschriebene Heilkur, aber wirken wird sie am Ende; geheimnißreich ist sie; sie besteht darin, daß, so wie anderwärts nach dem alten, dummen Herkommen die Mutter das Töchtergen saugt, hier ganz wunderbar jene von diesem gesaugt werden muß. Geduld also! Kömmt auf solche Weise jene einst wieder zu Kräften, alsdenn stillt sie auch dieses. Auch Ihr seyd im Irthume, unterbricht die einfältigen Kinder ein Arzt, der selbst der Nothdurft die Aufklärung vorzieht: Wohlan, sagt er, hinschmachten mögen Alpina und ihre Töchtern! Begreift Ihr nicht, daß, je mehr der äussere Mensch abgezehrt wird, nur desto leichter der innere sich als verklärter Schatten und Geist in reinern Aether erhebt?

Nicht ohne geheime Freude vernehmen unter den alten Vormündern die Einen und Andern, daß Alpinens Töchter immer noch kränkeln, daß sie immer sich zanken, und in den Anfällen von böser Laune sich auch gegen die neuen Aerzte unhöfliche Worte erlauben. O nun ist er nahe, rufen sie, nahe der Augenblick, wo wir die ungebettenen, eingedrungenen Aerzte und Freywerber ganz hübsch werden abziehen sehen. Während daß auf dem Krankenlager sowohl Alpina selbst als ihre Töchtern unter Schlafsucht und Zuckungen beynahe ganz ohne Bewußtseyn den Ausgang erwarten, holen die Aerzte alle, die ältern, die mittlern, die neuern, von allen hohen Schulen medizinische Gutachten ein; die einen in Paris, die andern in Wien, einige sogar über Meer in London und Petersburg. Zu viele Aerzte, sagt freylich das Sprichwort, sind des Patienten Tod; hier aber ist der Fall anders; je verschiedener die Consilia sind, um so viel mehr vereinigt man sich endlich dahin, bey Verbesserung von der Constitution der Kranken auch ihr eigenes Temperament zu Rathe zu ziehen. Für einmal vereinigt man sich zur Ausweichung der entgegengesetzten Extreme; gleicher Weise verwirft man jene alte ägyptische Heilart, nach welcher jeder besondere Theil am Leibe, der Kopf, die Brust, der Fuß u. s. w. ausschließend einem besondern Arzte anver-

traut wurde; eben so verwirft man die altfränkische Methode medizinischer Hufschmiede, die dem zarten Jüngfergen und dem groben Bauer, dem Menschen und dem Viehe die gleichen Heilmittel in der gleichen Dosis vorschreibt 8). In Betreff jener erstern Heilart bemerkt man, daß, da die verschiedenen Theile des Körpers gegenseitig auf einander wirken, und unter sich ein Ganzes formiren, nothwendig auch ein Arzt erfodert werde, der Alles und Jedes in Verbindung überschaut 9). In Betreff der letztern Heilart findet man es eben so ungereimt, Personen von ganz ungleicher Constitution und Gestalt dieselbe Kur und Diät vorschreiben zu wollen, als dem Zwerg und dem Riesen dasselbe Paar Hosen.

So richtig diese Grundsätze seyn mögen, so giengen nun gleichwohl die übrigens nicht schlecht informirten Vormünder in der Ausübung derselben allzurasch und gewaltsam zu Werke. Ohne hierüber Alpinen und ihren Töchtern gehörige Aufklärung zu geben, und ihre Zustimmung einzuholen, drangen sie ihnen das neue Rezept, oder eigentlich die Mischung von neuen und alten Heilmitteln, geradezu mit trotziger Faust auf. Welch ein Geschrey und Gelärm, welches Gebalg! Die einen unter den Töchtern verwerfen das Rezept, die mehrern nehmen es an; gleich Furien verfolgen einander die

entgegengesetzten Partheyen, und die Vormünder besitzen weder genug Macht noch Gewandtheit und Zutrauen zur Wiederherstellung der Ruhe 10). Inzwischen schon einige Zeit vorher war jener Neufranke, der über Alpinens Töchtern so viel Unheil gebracht hatte, tief in Schulden versunken und ganz unsichtbar geworden; die Geschäfte des Neufränkischen Hauses übernahm itzt ein ganz anderer Mann 11). Nicht ohne Theilnehmung warf er den Blick auf den zerrütteten Haushalt von Alpinen und ihren Töchtern. Um ihrem unaufhörlichen Gezänke zu steuern, entwarf er für sie einen neuen modum vivendi 12). Hier einige der Hauptartikel:

I. Da es zweifelhaft ist, ob Alpina wirklich die Mutter der dreyzehn Töchter, oder nur eine Mazze *)

---

*) Mazza, ein bekanntes Wort in Bündten und Wallis, auch noch in Spanien; es ist celtischen Ursprunges, und hat den gleichen Sinn mit Matt im Schachspiele. (Eccard ad legem Salic.) In der Schweiz war das Spiel, das man mit der Mazza trieb, eine Art Ostrazismus; man vereinigte sich um eine hohe Stange, an die ein Larvengesicht gehängt war; jeder, vor dessen Haus man sie trug, gerieth in Gefahr, ein Opfer muthwilliger Volkswuth zu werden. Man sehe Simmlers Valesia und Stumf XI. 16.

sey, deren sich jener Neufranke und seine Gesellen bedienten, um mit den Töchtern und ihren Vormündern ihr Spiel zu treiben, so wird sie ganz in der Stille seitwärts geschaft. II. Jede der Töchtern und auch jede ihrer bisherigen Hausfreundinnen sowohl als Dienstmägde, in Allem an der Zahl neunzehn, sind majorenn. III. Sie bewohnen zwar alle einen gemeinschaftlichen Pallast, jedoch in demselben jede ihre abgesönderten Zimmer, die Einen mehr und größere, als die Andern; die Einen in diesem, die Andern in jenem Stockwerke; jede Dame führt ihren eigenen Haushalt, und jede besitzt in dem Gartenfelde rund um den Pallast her ihren abgestochenen Bezirk. IV. Als gute Schwester, gestattet jede der andern den Zutritt und Durchgang. (Freylich soll hiebey Manche etwas sauer sehen, und auch itzt schon die Eine und Andere Gesträuch in den Weg legen.) V. Obgleich in ihrem Gemach und Bezirke Jede von der Andern unabhängig ist, und nach ihrem eignen Geschmack lebt, so treten sie hingegen bey gemeinschaftlichen Angelegenheiten, die das ganze Haus und das ganze Gartenfeld betreffen, gemeinschaftlich in Berathschlagung. VI. Da Mädchen, die unverehligt bleiben, leicht übellaunigt werden, so wählt sich, anstatt des ehemahligen Vormünders, nunmehr jede ihren Gatten. VII. Da aber

ein Ehemann, wenn er einmal der Meisterschaft gewohnt ist, leicht gegen das Weib die galanten Achtsamkeiten hintansetzt, so soll es dem letztern, um den erstern im Athem zu erhalten, nach persischer Ehesitte erlaubt seyn, von Zeit zu Zeit entweder den Ehevertrag zu erneuern, oder den mürrisch gewordenen Gatten an irgend einen gefälligern, neuen zu tauschen.

VIII. Keine der Töchtern darf sich einen Cicisbeo wählen, oder sich mit irgend einem Ausländer oder Nachbar in Liebesverständniß, wenigstens in kein ernsthafteres, einlassen, ohne Vorwissen und Einwilligung der Andern.

Und nun von dieser Geschichte die Nutzanwendung: Immer ein Glück ists für Leute, die in Haus- und Ehestreit leben, wenn sie bey einem guten und verständigen Consistorium Rath und Ausgleichung finden, aber immer doch bedenklich und traurig, wenn sie sich ohne solche Dazwischenkunft nicht aussöhnen können.

Aufklärende Noten.

1) Eidgenössische Tagleistung im Jänner 1798.

2) Manifeste gegen das Volk am Genfer- und Zürchersee, den 5ten und 6ten März 1798.

3) Helvetische Constitution.

4) Oesterreichisch - brittische Committe's in Augsburg und Constanz.
5) Centralregierung.
6) Einheimische und auswärtige Kriege, in den Jahren 1798 und 1799.
7) Gegenrevolutionen vom 7ten Jänner und 7ten August 1800, vom Oktober 1801, vom April 1802.
8) Ganz unbedingt, weder Centralregierung noch Cantonsregierung.
9) Bundesgenössische Tagleistung.
10) Revolution im Oktober 1802.
11) Bonaparte.
12) Mediationsakte vom 19ten Hornung 1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

6/

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meister, Leonhard,

Launige Phantasien, oder Gesellschaft ohne Gesellschaft

Winterthur 1805

P.o.germ. 922 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114672-7